

**Deutscher
Reporterpreis
2015**

**Die 10 nominierten Texte
in der Kategorie
„Beste Lokalreportage“**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

	Seite
1) Grünberg, Karl: Ene, mene, muh und raus bist du (0201)	03
2) Wenig, Peter: „Irgendwann war die Kohle leider weg“ (0272)	17
3) Schwarz, Peter: Alltag im Ausnahmezustand (0506)	26
4) Hubschmid, Maris: Über ihre Verhältnisse (0620)	47
5) Cuveland, Celina de: Wo ist Karl? (0631)	53
6) Schneider, Sebastian: Der große Preis (0796)	63
7) Unger, Christian: Wie ein Hamburger in den „Heiligen Krieg“ zog (0827)	68
8) Wulf, Veronika: Schafzwitschern (0828)	80
9) Afanasjew, Nik: Die Kids aus unserem Hinterhof (1135)	90
10) Großmann, Karin: Knolle im Hirn (1197)	106

Ene, mene, muh, und raus bist du

Zwei Kitas, zwei Welten, ganz nah beieinander in Schöneberg: In der einen gibt's Bio-Gouda und Sprachförderung, in der anderen Raufereien und Kummer. Karl Grünberg hat in beiden als Praktikant gearbeitet – und miterlebt, wie früh Chancen verteilt werden.

Von Karl Grünberg, Der Tagesspiegel, 04.07.2015

Fangen wir mit den Unterschieden an. In der einen Welt gibt es Leon, dessen Vater Kinderarzt ist. Leon wird in ein paar Wochen mit den anderen 17 Kindern aus seinem Kinderladen zur Klinik fahren. Sie werden den Krankenwagen bestaunen und den Rettungshubschrauber, der Vater wird erzählen, wie er mit dem Hubschrauber losfliegt, um kranke Kinder zu retten. Die Kinder werden alles untersuchen und eine Frage nach der anderen stellen, danach werden sie vielleicht sagen: Wenn ich groß bin, werde ich Arzt, wie der Papa von Leon. Wie Kinder eben so sind. Leon wird wahnsinnig stolz sein auf seinen Vater. Auch die anderen Väter und Mütter haben tolle Berufe. Sie sind Ingenieure, Eventköche, Journalisten, Designer, Wissenschaftler, Filmproduzenten und Informatiker. Sie kommen aus West- und Ostdeutschland, aus der Türkei, Russland, Korea oder Kanada, eine bunte Truppe. Manche sind sogar Berliner.

In der anderen Welt, gleich nebenan, nur ein paar Straßen weiter, nimmt Heval meine Hand und zieht mich von den anderen Kindern weg. Heval ist sechs und kommt bald in die erste Klasse. Sie spricht Türkisch, Kurdisch und Deutsch, und nun will sie, dass ich ihr Englisch beibringe. Dabei legt sie ihre Stirn in Falten und schaut so streng, wie sie nur kann. „Los, wir setzen uns da auf die Bank“, befiehlt sie. Ich muss machen, was sie sagt. Ich, der ich hier für fünf Tage zu Besuch bin, auf Schnupperkurs in einer Brennpunkt-Kita.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Heval inhaliert die englischen Vokabeln. Girl. Boy. Mother. Father. Children. Als mir die Wörter ausgehen, fragt sie einfach weiter. „Warum hast du weiße Barthaare? Warum ist dein einer Zahn schief? Kommst du morgen wieder?“ Ich: „Heval, was möchtest du mal werden?“ Sie überlegt, rückt ihren glitzernden Haarreif zurecht. Schaut in den Himmel. Dann weiß sie es: „Verkäuferin bei Primark.“ Das sitzt. Wie ein Schlag in den Magen. Ich möchte Heval nehmen, mit ihr die Straße runterfahren in die andere Welt, die andere Kita, sie mit zu dem Vater schicken, der Kinderarzt ist. Zum Krankenwagen, zum Rettungshubschrauber, ins Reich der Möglichkeiten.

Heval kann alles werden, was sie will, wenn sie es will. Könnte alles werden. Vielleicht. Wenn sie Glück hat. Wenn sie die Grenzen, die Perspektiven dieses Viertels hinter sich lässt. Ein Viertel, in dem ein bestandenes Abitur etwas Besonderes ist, wie mir später ein Sozialarbeiter berichten wird.

Die Brennpunkt-Kita liegt im Bülowkiez. Der Kinderladen im Akazienkiez. Zwei Schöneberger Straßenzüge, kaum 800 Meter voneinander entfernt. Das sind drei Ampeln oder zwei Busstationen oder fünf Autominuten oder acht Minuten mit dem Fahrrad. Doch es könnten auch drei Lichtjahre und zwei unterschiedliche Planeten sein.

In beide Welten bin ich eingetaucht. Habe zwei Praktika gemacht. Eine Woche im „Ina Kindergarten“ im Bülowkiez, 160 Kinder, 25 Erzieherinnen, zwei Köche, eine Sozialarbeiterin für das angeschlossene Familienzentrum und ein alter Hausmeister mit weißem Kittel. Danach eine Woche im „Kinderladen Trolle“ im Akazienkiez, 18 Kinder, drei Erzieherinnen, ein Freiwilliger, eine Auszubildende, eine Köchin.

Ich wollte wissen, wie es ist, Erzieher zu sein. Wie es ist, hier nicht nur schnell das eigene Kind abzugeben, sondern dazubleiben, mitzuarbeiten. Ob es wirklich so lärmig ist, wie es eine Statistik über die Arbeitsbelastung von Erziehern nahelegt. Ob ich genervt aufgebe, abschalte und die Kinder Kinder sein lasse. Ob es einen Unterschied macht, in einem kleinen Kinderladen oder in einer großen Brennpunkt-Kita zu arbeiten. Was es heißt, Vollzeit, also acht Stunden am Stück, mit allen Sinnen aufmerksam zu sein. Im Akkord Entscheidungen zu fällen, sekundenschnell abzuwägen, was gut oder schlecht, was pädagogisch wertvoll ist und was nicht. Auf

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

neun Kinder zu achten, gleichzeitig. Wie ein Schreibtisch, auf dem neun Telefone stehen, alle klingeln, alle wollen, dass man rangeht. Neun Kinder, ein Erzieher, das ist der aktuelle Durchschnitt für Berlin.

Der bundesweite Erzieherstreik der letzten Wochen, der Streit um höhere Löhne, der Schiedsspruch, all das zeigt, dass dringend diskutiert und ausgelotet werden muss, was die Gesellschaft von den Erziehern will, und was sie dafür zu geben bereit ist. Hier in Berlin, zwischen Akazien- und Bülowkiez, zwischen der einen Welt und der anderen, geht es aber um viel mehr als um Anerkennung, Arbeitsbedingungen und Geld. Es geht um die Chancengleichheit von Kindern. Um die Frage, wie und ob sich diese beiden Welten, die Akademikerwelt und die Brennpunktwelt, Oben und Unten also, mit und ohne Aussicht, zusammenbringen lassen.

Frau Schmelter seufzt. Tief, aus der Brust heraus. Bülowkiez, Büro, Schreibtisch, draußen kreischen die Kinder. Frau Schmelter steht auf, schließt das Fenster, Ruhe. Nicht, dass sie Kindergekreische nicht kennt, schließlich war sie selber Erzieherin, jahrelang. Doch als Leiterin der Bülow-Kita, als Verantwortliche und Respektsperson, als Frau Schmelter eben, da steht sie noch am Anfang, vor einem halben Jahr gestartet, voller Überzeugung. „Ich wollte genau hier eingesetzt werden“, sagt sie. Obwohl ihre innere Stimme sie bei ihrem ersten Besuch warnte, obwohl sie am liebsten rückwärts wieder rausgegangen wäre. Heute möchte sie nicht mehr woanders arbeiten.

Eine neue Leitung, das war auch dringend nötig. Es krachte im Team, Stichwort Arbeitsbedingungen, Stichwort Krankenstand, es gab sogar einen Ministreik, es ging um höhere Löhne. Manche der Erzieherinnen waren so angestunken, dass sie kündigen wollten. Nun soll es Frau Schmelter besser machen. Mit Tatendrang und Enthusiasmus. Sie hat die Teamsitzungen durchstrukturiert, jemanden für den Frühdienst eingestellt, es gibt jetzt eine Noterzieherin, die einspringt, wenn jemand krank wird.

Und trotzdem seufzt Frau Schmelter. Es klingt resigniert, auch wenn sie das nie zugeben würde. „Ich hatte den Traum, ja, die Illusion, dass ich eine Durchmischung hinbekommen könnte“, sagt sie. Mit Durchmischung meint sie, dass auch Eltern aus dem Akazienkiez, aus der Welt der Akademiker, ihre Kinder in der Bülow-Kita

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

anmelden könnten. Manchmal kommen tatsächlich welche. Zur Besichtigung, und dann nie wieder. Frau Schmelter führt sie herum, stellt die Erzieherinnen vor, zeigt die Kinder. Wie sie spielen, im Kräutergarten, auf dem Spielplatz, im Atelier, im Sportraum, im Fahrradgarten. Doch während die Eltern noch nach Spanisch- oder Englisch-Angeboten fragen, hören sie die vielen anderen Sprachen: Türkisch, Kurdisch, Arabisch. Und sehen, dass es hier keine Leons, Lillis und Leandras gibt, sondern Hevals, Huseins und Habibs.

„Es ist der erste Eindruck, und der zählt. Gegen den komme ich nicht an“, sagt Frau Schmelter. Zum ersten Eindruck gehört auch die Umgebung. Bedrückende Neubaublocks, aus der Zeit gefallene Sozialbauten. Automatencasinos, Handyshops, Stehimbisse mit Bierflaschenmümmlern. Auf den Straßen Möbelskelette und alte Fernseher. Und all jene, die vom Rotlichtmilieu eine Straße weiter angezogen werden, Prostituierte, Freier, Zuhälter.

Wenn die Kita das Herz des Blocks ist, ist die Steinmetzstraße ihre Hauptschlagader. Autofrei, Jugendliche spielen Fußball, Männer hocken zusammen und trinken Tee, aus einer Eckkneipe scheppert Musik. Auf einer Steinbank stehen zwei Fotos, zwei Gesichter hinter Glas, zwischen Blumen und flackernden Kerzen. Zwei Brüder. Ein Unfall auf der Autobahn. Fünf Frauen sitzen um das kleine Mahnmal, weinen und schauen zu Boden. Die beiden haben hier gewohnt, nun sind sie in ihrem BMW verbrannt, „B.Z.“ und „Bild“ beschreiben sie als „die Unterweltkönige“ von Berlin, als „die Kriminellen“ aus der Steinmetzstraße.

Das Quartiersmanagement gibt dem Gebiet die Kategorie zwei und konstatiert einen „mittleren Interventionsbedarf“. Die Gründe: hoher Anteil von Arbeitslosen, von Menschen mit Zuwanderungserfahrung und Empfängern von Transferleistungen.

Einer, der diese Worthülsen übersetzen kann, ist der Sozialarbeiter vom Nachbarschaftszentrum, das gleich neben der Bülow-Kita liegt. Ein Mann, der mir zur Begrüßung lange in die Augen schaut. Der nicht gleich losredet, sondern die Ruhe sucht. Seit mehr als zehn Jahren ist Hamad Nasser schon in der Steinmetzstraße, und weil er als Sozialarbeiter Optimist sein muss, redet er von Fortschritten und Entwicklungen. Neulich haben sie den ersten Jura-Abschluss im Kiez gefeiert. Gerade hat ein junger Mann sein Abitur bestanden, in der Vätergruppe werden sie ihn ehren.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Fortschritt ist, wenn immer mehr Helfer ins Zentrum kommen und mit den Kindern Hausaufgaben machen, sogar ein alter Professor ist dabei. Fortschritt ist, dass das große Casino zugemacht wurde und die Spielautomaten weniger werden, dass die Junkies mit ihren Spritzen in andere Straßen gewechselt sind.

Beim Thema Perspektiven versagt Nassers Zweckzuversicht. Er erklärt das Dilemma: Die Frauen, die Mütter, arbeiten bei Woolworth um die Ecke, die Jugendlichen bei Burger King, auch um die Ecke, die Männer betreiben Kioske, Spätis, Handyshops, auch um die Ecke. Manche gehen den Weg der beiden Brüder, deren Fotos in der Steinmetzstraße stehen. Andere gehen zum Amt. Das Viertel ist sich selbst genug, die Perspektiven seiner Bewohner enden an der Hauptstraße.

Viele der älteren Kiezbewohner kamen Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre, als Flüchtlinge. Aus Afghanistan, Libanon, Palästina, aus dem Iran. Hochtraumatisiert landeten sie im Bülowkiez. Der jahrelange Kampf um Asylstatus und Arbeitserlaubnis folgte. Hinzu kamen Schwierigkeiten, sich in der hiesigen Welt zurechtzufinden. Ein Kreislauf begann, der bis heute andauert, die Bülow-Kita hängt mittendrin. Es gibt hier Eltern, die als Kinder selbst in der Bülow-Kita waren und nun ihre eigenen Kinder herbringen, zur selben Erzieherin wie vor 25 Jahren. Es ist verzwickt, der Block ist Gefängnis und Heimat zugleich. Kein guter Ort, wenn aus dem eigenen Kind einmal mehr werden soll.

Mitten in der anderen Welt, der Welt der Akademiker, im Kinderladen im Akazienkiez, sitzt Vanessa. Auch sie seufzt, doch ihr Seufzer ist lauter und wütender als der von Frau Schmelter. Vanessa ist 41, Erzieherin und Leiterin des Akazien-Kinderladens. Außerdem schreibt sie gerade ihre Bachelorarbeit und ist Mutter von vier Kindern. Vanessa sitzt auf einem kleinen Kinderstuhl an einem kleinen Kindertisch, mit großen Problemen in der Hand. Ausgedruckte E-Mails. Forderungen von Eltern. Erst schimpft Vanessa, dann setzt sie noch einmal an, überlegt, formuliert diplomatischer. „Wir haben hier tolle Eltern, die sich sehr engagieren. Doch einige von ihnen machen sich wirklich Sorgen, dass ihre Kinder den Anschluss nicht schaffen, dass sie hier nicht genügend auf die Schule vorbereitet werden.“ Im Klartext: Mehr Vorschule soll her, mehr Projekte, in denen die Kinder noch besser forschen und lernen, in denen sie optimaler gefördert werden.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der erste Eindruck im Kinderladen: klein, lieb, süß. In jeder Ecke Förderung. Kinder bauen, Kinder malen oder kneten, Kinder spielen Vater, Mutter, Kind. Niemand haut, niemand schreit, niemand schubst. „Bitte“, „danke“ und „könnte ich“. Falls es doch einmal Streit gibt, haben sich die Kinder etwas überlegt. Eine gelbe Karte als Verwarnung, eine rote Karte für „spiel woanders“, eine grüne Karte für „du darfst wieder mitmachen“. An der Wand im Flur hängt der Kalenderspruch des Tages: „Die Eltern von heute haben zu viele Ideen im Kopf, was für Kinder gut und richtig ist, was man alles machen muss.“

Der Kinderladen, das ist eine große Erdgeschosswohnung im zweiten Hinterhaus, drei Räume, eine Küche, ein Bad, ein kleiner Garten. Draußen die Kulissen einer heilen Welt: Altbauten, mit Stuck und Statuen verziert, hinter jedem Busch ein kleiner oder großer Spielplatz, eine Buchhandlung für Spiritualität. Feinkostläden, Weinhandlungen und eine Eismanufaktur, in der die Bio-Eiskugel 1,20 Euro kostet. Ein Kiez zum Wohlfühlen, ein Kinderladen zum Liebhaben. An einer Ampel üben zwei Polizisten mit Grundschulern Verkehrszeichen-Lesen. An einer Laterne hängt ein Zettel: Nette Familie, sie Ärztin, er Psychologe, zwei Kinder, sucht Wohnung im Akazienkiez, mindestens vier Zimmer, mindestens 120 Quadratmeter, höchstens 1800 Euro warm.

800 Meter weiter, in der anderen Welt, im Bülowkiez, kostet das Wassereis aus der Plastiktüte zehn Cent. Die Kita wirkt beim ersten Durchgang groß und verworren, wie ein Labyrinth, hinter jedem Gang, nach jeder Treppe taucht eine neue Tür mit noch mehr Kindern auf. Auf manchen stehen Namen wie „Regenwald“, andere heißen nur „Gruppe vorne links“ oder „hinten rechts“.

An den Wänden hängen Ankündigungen für das Straßenfest, für einen Bücherbasar, die neue Sprachtherapeutin und eine Frühkraft stellen sich vor. Eine Unterschriftenaktion von Frau Schmelter gegen den Müll vor der Tür, ein Wochenplan vom Familienzentrum: Erziehungsberatung, Spielenachmittag, Sportgruppen, Kunsttherapie, Rechtsberatung. Zettel über Zettel, auf Deutsch, Türkisch und Arabisch.

Ich bin in der Gruppe vorne links. „Gülay“, stellt sich die Erzieherin vor. Groß ist sie, silberne Strähnen durchziehen ihr schwarzes Haar, ihr Gesicht verrät die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Anstrengungen des Lebens. Gülay kommt aus der Türkei. Seit mehr als zehn Jahren lebt sie hier. „Erzieherin ist das, was ich bin“, sagt sie, dann hat sie genug geredet, jetzt sind die Kinder dran. Sanft und ruhig dirigiert sie sie durch den Tag. Die Kleinen hängen an ihr, laufen ihr hinterher, lassen sie nicht aus den Augen. Gülay, die Beschützerin, die Bärenmama. Sie geht vor, die Kleinen tapsen hinterher.

Fernando und Husein, beide sechs Jahre alt, sind morgens die Ersten. Husein ist gedrungen und langsam, Fernando schlank und kräftig. Husein ist einer, der verschwindet. Fernando fällt auf. Seine Augen können lieb schauen, seine Gesichtszüge weich werden, knuddelig wie die eines Teddys. Wenn er Soraya, dem blinden Mädchen, Essen aufzutut oder ihr Wasser ins Glas füllt. Wenn er mich fragt, wo mein Vater lebt, wie ich heiße und ob ich ein Tablet habe. Ein süßer Junge. Ich habe ihn den „Nackenkörper“ getauft.

Eine Mutter schaut herein, sie bringt ihre Tochter. Beide wirken erschöpft, der Mutter ist anzusehen, dass etwas nicht stimmt. Sie müsse dringend mit der Erzieherin sprechen, sagt sie. Gülay schaut in den Raum, vier Fröhkinder, alles friedlich. Ein paar Minuten für die Mutter sind drin, müssen drin sein, ich bin ja auch noch da.

Notgespräche passieren häufig, berichtet Frau Schmelter, berichten auch die anderen Erzieherinnen, die für die Eltern die ersten Vertrauenspersonen sind, wenn es um Probleme geht. Sie sind das Tor zu der Welt da draußen, außerhalb des Viertels. Nicht nur Gülay, auch andere Erzieherinnen sprechen Deutsch, Kurdisch, Arabisch, können übersetzen, in die andere Sprache und damit auch in die andere Welt, sie können die Bürokratie erklären, die Anforderungen, die Ansprüche.

Der Kontakt mit den Eltern ist wichtig, auch für die Erzieherinnen selbst. Sie können nachfragen, warum das Kind so unter Spannung steht. Sie können die Tochter trösten, wenn sie erfahren, dass am Wochenende zwei Verwandte bei einem Autounfall gestorben sind. Doch Kinder, die viel Aufmerksamkeit brauchen, und Eltern, die viel Aufmerksamkeit brauchen, das summiert sich. Das Rad dreht sich, immer schneller, bis die Erzieherinnen nicht mehr können, bis die Energie alle ist.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Kaum ist Gülay auf dem Gang, die Tür offen, fangen Fernando und Husein an zu streiten. Wer welche Spiele auf dem Tablet hat und noch herunterladen wird. Ob Spiderman stärker ist oder Batman. Harmlose Worte, wütende Gesichter.

Du hast doch gar kein Tablet!

Doch!

Du! Hast! Kein! Tablet!

Doch, von meinem Vater!

Plötzlich reißt Fernando die Hände hoch, legt sie Husein um den Hals, drückt zu, würgt ihn. Ich bin überfordert. Normal ist das nicht. Was soll ich machen? Gülay holen? Dauert zu lange. „Fernando“, sage ich, „lass Husein in Ruhe.“ Fernando schaut mich an, registriert einen Erwachsenen. Doch er drückt weiter zu. Husein hält still. „Fernando!“ Nachdruck in meiner Stimme. Er lässt die Hände sinken, schaut mich an, tieftraurige Augen. „Aber mein Papa hat ein Tablet, das kriege ich, wenn ich ihn sehe.“

An jedem einzelnen Tag dieser Woche wird Fernando hauen, mit Sand werfen, andere vom Dreirad schubsen, seinen Nackenwürgegriff einsetzen, wild an der Hängematte zerren, bis die Kinder darin weinen. An jedem einzelnen Tag wird er Auszeiten bekommen. Dann sitzt Fernando neben einer Erzieherin und wartet, bis sie ihn wieder gehen lässt. Mit gleichgültigem Blick erträgt er seine Strafe, die Schelte lässt er über sich ergehen, dann düst er davon. Fernando ist ein I-Kind. Ein Integrationskind, Status A, also ein Kind mit „erhöhtem Bedarf an sozialpädagogischer Hilfe“. Eigentlich müsste er nach dem Sommer in die Schule gehen. Doch er wird zurückgestellt, er ist noch nicht so weit, er bleibt noch ein Jahr. Für die Bülow-Kita ein Problem, denn Fernando wird einfach zu groß, ist es eigentlich jetzt schon. Der Garten: langweilig. Die Spielsachen: langweilig.

„Was sollen wir machen?“, fragt Janett, die Fernando gerade wieder hat gehen lassen. „Eingreifen, ermahnen, versuchen, Mitgefühl für die anderen Kinder zu wecken. Immer wieder. Und dabei hoffen, dass etwas hängen bleibt.“ Janett ist neu in der Kita. Sie ist Erziehungshelferin, von einer Zeitarbeitsfirma, als Ersatz für eine dauerkranke Kollegin eingesprungen. Monatlang hielt das Team der „Gruppe vorne

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

links“ zu dritt durch, bis Janett sie rettete. Und weil sie gut ankommt, darf sie bleiben, für eine berufsbegleitende Erzieherausbildung. Janett ist eine Quereinsteigerin. So kommen Leute in den Beruf, die vorher etwas anderes gemacht haben. Das Problem: Sie werden auf den Personalschlüssel angerechnet und gelten als volle Erzieher, müssen aber gleichzeitig von wirklich vollen Erziehern angeleitet werden. Das passiert nebenbei, mit der einen Hand, während die andere Hand die Kinder jongliert, die dritte Hand die Eltern übernimmt und die vierte Dokumentationen und Beobachtungen schreibt, Sprachstanderhebungen und Lerntagebücher ausfüllt.

Würde Janett nach ihrer Ausbildung in der Bülow-Kita Vollzeit arbeiten, bekäme sie als Anfängerin 2125 Euro brutto, das wären 1456 Euro auf die Hand. Doch die wenigsten Erzieherinnen arbeiten Vollzeit. 30 Stunden sind die Regel, mit ein paar Jahren Berufserfahrung verdient man so etwa 1250 Euro netto im Monat.

Überall sind Kinder. Ein Sturm, ein Orkan aus Kindern. Soraya, das blinde Mädchen. Zielsicher läuft sie durch die Räume, durch den Garten. Sie weiß, wo die Stühle und Tische stehen, wo die Rutsche ist, wie weit sie laufen muss, um anzukommen. Sie weiß, wer da und was los ist. Ihr Schlüssel zur Außenwelt ist ihre durchschlagende und ausgesuchte Höflichkeit. „Könnte mir jemand bitte eine Schippe bringen?“, ruft sie aus dem Sandkasten in den tobenden Kinderorkan hinein. Zehn Sekunden später hat sie eine Schippe, bereitwillig abgegeben. Bastelt sie, lässt sie sich die Schere bringen, schneiden aber will sie alleine. Niemand darf ihr helfen. Erst wenn es fertig ist, sich anfühlt wie bei den anderen, ist sie zufrieden.

Heval, die Primark-Verkäuferin werden will, die drei Sprachen spricht und nun mit Englischvokabeln jongliert. Ranin, das Mädchen, das beißt, haut und kratzt und schon im nächsten Moment nicht mehr weiß, was passiert ist. Die Jungs, die mir an den Armen, an den Beinen hängen, mir auf die Schulter klettern, sich streiten, wer in meiner Nähe sitzen darf. Dann hocken sie da, sagen nichts, wollen nichts, nur neben mir sein. Kurz darauf reden sie alle auf mich ein, bis ich nicht mehr kann und auf die Toilette fliehe. Der Junge mit den verfaulten Zähnen, der so unbändig lacht, der andere, der schon Horrorfilme schaut, wieder einer, der auf der Playstation GTA spielt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Und dann ist da Jenny. Sie ist das Auge des Orkans, die Ruhe selbst. Mit 31 Jahren ist sie eine der Jüngsten hier. Alles an ihr wirkt geradeaus. Tätowierte Augenbrauen, strenger Blick, leise Stimme. Müsste man sie mit einem Wort beschreiben, es wäre „tough“. Laut werden muss sie nicht. Bastelt sie oder macht Vorschule, wird es ruhig. Automatisch. Geht es ihr im Garten zu hoch her, schnappt sie sich ein Dutzend Kinder und geht mit ihnen auf den Fußballplatz. Langweilen sich die Mädchen, holt Jenny eine Decke und spielt mit ihnen Picknick. Mit den Großen will sie als Nächstes den Wald erkunden. Jenny ist präsent, wach, jeden Tag, jeden Moment.

Und das seit elf Jahren. Andere Kollegen sind seit 15 Jahren hier, seit 20, manche seit 25 Jahren. Egal ob Jenny genervt ist oder schlechte Laune hat, egal ob die Kollegin schon wieder krank ist, sie lässt all das draußen vor der Kita stehen. „Ich nehme das erste Kinderlächeln, das ich hier bekomme, und gehe damit durch den Tag“, sagt sie. Trotzdem sieht man ihrem Gesicht eine tiefe Müdigkeit an. Auch die anderen Erzieherinnen wirken, als hätten sie seit Jahren zu wenig geschlafen.

„Die Arbeit lässt einen nicht los“, sagt mir eine Erzieherin in einem stillen Moment. „Zu Hause packe ich sofort die Füße hoch. Für meinen eigenen Sohn habe ich kaum noch Nerven.“ Und eine andere fügt hinzu: „Wir sind einfach müde. Es ändert sich nichts, seit Generationen kommen die Kinder aus denselben Familien, mit denselben Problemen. Natürlich sinkt da die Motivation.“

Es ist ein Kreislauf. Plötzlich ist man nur zu zweit, in einer Gruppe mit 24 oder 28 Kindern, die Dritte hat Urlaub, die Vierte ist krank. Klar hält man das durch, klar schafft man das. Auf dem Reserverad. Und wird dann selber krank. Und dann hat schon wieder eine Kollegin gekündigt.

Seit fünf Tagen bin ich hier. Die Zeit rast, ständig passiert was. Langeweile? Nicht eine Sekunde. Überall sind Kinder, die was wollen. Die Fragen haben. Schau mal hier. Mach mal da. Hör mal zu. Die spielen wollen, die hungrig sind. Jedes bisschen Energie, das ich habe, muss ich hergeben.

Trotz Theaterbesuchen, Musikpädagoge, Kunsttherapeutin, trotz neuen Bewegungsbaustellen im Sportraum für 2000 Euro wird deutlich, was eine Kita im

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Brennpunktkiez leisten kann und was nicht. Die Erzieherinnen wirken wie ein Reparaturservice für Kinder, in deren Familien was kaputt ist. Oft reichen ihre Werkzeuge nicht aus. „Dennoch ist es gut, dass wir da sind“, sagt Jenny. „Denn ohne uns ...“ Den Rest des Satzes lässt sie in der Luft hängen.

Ortswechsel. 800 Meter die Straße rauf, in die andere Welt, den Akazien-Kinderladen. Es ist neun Uhr, Frühstück. Bio-Möhren-Gouda und Samba-Schoko-Aufstrich, 45 Euro zahlen die Eltern extra für Bio-Essen, noch einmal 25 Euro für zusätzliche Betreuungskosten. Liam, vier Jahre alt, tunkt ein Stück Brot in sein Wasserglas. Er beobachtet, wie es sich vollsaugt, holt es wieder heraus, um dann seinen Zeigefinger in die Brotwassermatsche zu bohren. Liam gluckst.

Erzieherin Mareike beobachtet den Jungen. In ihrem Gesicht arbeitet es. Sie trifft eine Entscheidung. Ausprobieren, beobachten, fühlen: Liam darf weiter bohren, weiter glucksen. Zwei Dreijährige schauen sich an und brechen immer wieder in Gekicher aus. Ein Junge küsst einen anderen Jungen auf die Wange. Einen Stuhl weiter läuft ein Reimduell: „Tschau“, ruft der eine, „Kakao“, die andere. Es wird gelacht, gequatscht, gegessen. Wenn es zu laut, zu wild wird, greift Mareike ein.

So geht es das ganze Frühstück, den ganzen Tag. Mareike beobachtet, leitet die Kinder an, entscheidet. Was ist okay, was nicht. Was fördert, was nicht. Was können die Kinder alleine schaffen, was nicht. Wann lässt man sie in Ruhe spielen, wann schlägt man etwas vor.

Für jedes Kind findet Mareike extra Zeit im Tagesablauf. Mit Fabien knetet sie den neuen Kinetic-Sand, der letzte Bastelhit, 30 Euro die Packung. Adrian gibt sie eine Steinmassage. Mit Martin probiert sie aus, was mehr wiegt: Steine, Federn, Stifte. Mit Lenny spürt sie, wie sich eine Bürste anfühlt, probiert aus, was man damit putzen kann. Mareike ist 33, hat aufgetürmte Rastalocken, trägt weite Stoffhosen und einen Anhänger um den Hals. Sanft ist ihre Stimme, ruhig sind ihre Gesten, alles, was sie macht, hat einen Sinn, jede ihrer Entscheidungen kann sie pädagogisch erklären. Erzieherin ist sie geworden, weil sie etwas verändern, die Welt ein Stück besser machen möchte, von klein auf. Wenn sie vorliest, flicht sie die Namen der Kinder in die Erzählung ein. Im Morgenkreis lässt sie „Bruder Jakob“ singen, auf Englisch, Deutsch und Französisch. Ziehen die Kinder ihre Jacken an, setzen sie sich in den

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Bollerwagen, fahren sie zu einem der vielen Spielplätze, dann lässt Mareike sich erklären, was Rot und Grün bei der Ampel bedeuten, lässt sich Bäume, Blumen und Blätter zeigen.

Wenn die Kinder hier mal streiten, klingt es so:

Mädchen: Mein Flugzeug.

Junge: Nein, das gehört dem Kinderladen.

Mädchen: Und ich darf das Flugzeug haben.

Junge: Ja, du darfst es haben, aber ich auch.

Mädchen: Nein, es gehört ja dem Kinderladen.

Junge: Na gut.

Jeder Quadratzentimeter des Drei-Zimmer-Kinderladens ist mit Bildung, Förderung, Möglichkeiten vollgestopft. An den Wänden hängen die Namen der Kinder in deutschen, hebräischen und kyrillischen Buchstaben. Auf Zetteln wird erklärt, wo ihre Eltern herkommen, woher die Kinder ihre Namen haben. Auf den Möbeln kleben Streifen mit Bezeichnungen: Stuhl, Tisch, Schrank.

Mich beachten die Kinder gar nicht. Niemand fragt, wie ich heiße, was ich hier mache, niemand will, dass ich mit ihm spiele. Die Kinder sind satt, sie bekommen so viel Aufmerksamkeit, dass sie keine zusätzliche brauchen. Sind zufrieden mit sich und ihrer Welt: Liebe, Betreuung, Förderung, alles da, alles im Überfluss.

Trotzdem ist da der Seufzer vom Anfang. Von Vanessa, der Kinderladenleiterin. Über die Eltern. Mit Eltern ist es anscheinend so eine Sache. Ohne Eltern gäbe es keine Kinder und gäbe es keine Kinderläden. Eltern sind hier Vorstand, Eltern machen die Abrechnungen, Eltern sind die Arbeitgeber der Erzieher und gleichzeitig ihre Kunden. Und an diesem Punkt gibt es manchmal Probleme, gibt es Stunk. Keinen offensichtlichen Stunk, keinen, der von Angesicht zu Angesicht geklärt wird. Sondern Stunk, der in den E-Mail-Postfächern vor sich hinstinkt, wo detaillierte Pläne für die Vorschularbeit des nächsten Jahres gefordert werden, wo ungenügende Projektarbeit kritisiert wird.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nadine muss diesen Stunk verwalten. Sie ist die Mutter von zwei Jungs und im Kinderladen als Elternvorstand tätig. Sie sitzt zwischen den Erzieherinnen und den Mails und fühlt sich zunehmend eingequetscht. Beim letzten Elternabend hat sie mit ihrem Rücktritt gedroht, sollte es nicht friedlicher werden. Sie selbst gehört zu den lockeren Vertretern in der Förderdebatte. Ihr reicht es, dass die Vierjährigen zählen können bis zum Umfallen, ihren Namen schreiben, Nummernschilder entziffern und Automarken benennen können. „Doch leider sind wir zwölf Elternplaneten, und alle drehen sich um die eigene Achse“, sagt sie.

Mareike, die Erzieherin, weiß, wie das gemeint ist. Thema Vorschule: „Wir bauen alles, was die Kinder wissen müssen, in den Alltag ein“, sagt sie. „Aber sich eine Stunde hinsetzen und Schule spielen, das brauchen die Kinder nicht.“ Sie erzählt, wie einmal eine Mutter in den Kinderladen gehetzt kam. Schnell, der Kleine muss zum Geigenunterricht, Schuhe an, Jacke an. Der Vierjährige: Mama, schau mal! Doch die Mutter drängte, keine Zeit, sofort los. „Klavier, Geige, Ballett, das ist sicher alles gut gemeint“, sagt Mareike. „Aber der Junge wollte gerade zeigen, dass er zum ersten Mal seine Jacke allein auf- und zubekommen hat.“

Die ehemalige Leiterin einer einer anderen, ähnlichen Kita in Schöneberg erklärt das Dilemma so: Eltern im Akazienkiez, das seien meist Pärchen mit sehr guter Ausbildung, mit tollen Jobs, das Kinderkriegen ist das I-Tüpfelchen ihres Lebens. Sie haben hohe Ansprüche, an sich wie an die Kinder. Sie müssen funktionieren, die Kinder sollen es auch. Gleichzeitig spüren sie eine wachsende Unsicherheit, einen Zwang, alles richtig machen zu müssen. Genau an dieser Stelle, sagt die Erzieherin, müssen die Kita-Mitarbeiter helfen. Sie müssen den Eltern zeigen, dass mit dem Kind alles in Ordnung ist, auch wenn es das eine oder andere noch nicht kann, wenn es sich partout nicht für den Ballettunterricht interessiert.

Mir gehen Heval und Fernando aus der Bülow-Kita nicht aus dem Kopf. Wenn schon keine Akazien-Eltern in den Bülowkiez wollen, wenn die Durchmischung in diese Richtung nicht funktioniert, könnte man dann nicht einfach einen Fernando oder eine Heval im Akazien-Kinderladen aufnehmen, damit auch sie etwas abbekommen von den Fördermöglichkeiten?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Als ich Vanessa aus dem Akazien-Kinderladen diese Frage stelle, schweigt sie und denkt lange nach. „Hier haben wir keine Armut und auch kaum Trennungen“, sagt sie dann. „Wenn hier ein Kind auffällig würde, da würde das Verständnis der Eltern fehlen.“ Sie überlegt weiter. „Eigentlich nein. Das können wir hier nicht leisten.“

Zwei Wochen Praktika, fünf Tage Akazien-Kinderladen, fünf Tage Bülow-Kita. Wenn ich jetzt Erzieher werden würde, wenn ich mich entscheiden müsste zwischen der einen oder der anderen, ich würde die Brennpunkt-Kita nehmen. Um es mit Jennys Worten zu sagen: „Was soll ich woanders, hier werde ich gebraucht.“ Vielleicht bin ich naiv. Oder noch nicht gestresst genug. Doch die Kinderfreude, die mir hier entgegenschlug, wenn ich morgens kam, die tausend Fragen, das Lachen – all das war echt und unbändig. Probleme hin oder her.

Die Namen aller Kinder wurden geändert.

„Irgendwann war die Kohle leider weg“

Isolierklempner trifft Weltstar: Wie 1988 ein Lottogewinn Helmut Dunken aus Borgfelde mit seinem Idol Günter Netzer zusammenbrachte, dürfte eine der kuriosesten Episoden der deutschen Fußballgeschichte sein. Peter Wenig und Marcelo Hernandez (Fotos) haben den Mann, der heute von 1000 Euro Frührente lebt, besucht. Seine Wohnung ist ein Museum seiner Erinnerungen. Aber er tippt noch immer die gleichen Zahlen

Von Peter Wenig, Hamburger Abendblatt, 16. Mai 2015

Der Weg in die Vergangenheit führt über verschlissene Teppichbrücken. Mühsam holt Helmut Dunken mit dem rechten Bein etwas Schwung und steuert seinen Rollstuhl zur braunen Schrankwand. Vorsichtig zieht er eine Klarsichtfolie mit einem vergilbten Schreiben aus der obersten Schublade.

"Dieser Brief", sagt der 62-Jährige dann stolz, "ist mein Beweis."

In dem Einschreiben vom 16. August 1988 gratuliert Nordwest Lotto und Toto Hamburg der "Spielgemeinschaft Netzer, G + Dunken, H" zu einem Gewinn von 150.989,90 Mark. Nun suchen Woche für Woche Tausende Tippgemeinschaften das große Lotto-Glück. Doch keine dürfte so gegensätzlich sein wie Helmut Dunken und Günter Netzer. Hier der gelernte Isolierklempner aus Borgfelde, Spitzname "Schotti", vorbestraft, lange arbeitslos, inzwischen Frührentner nach der Amputation des linken Beins. Dort der erste Popstar des deutschen Sports, Idol einer Fußball-Generation, dann als Manager Architekt der großen HSV-Zeiten, später geadelt als ARD-Experte mit dem Grimme-Preis, Millionär, auch mit 70 noch immer erfolgreich unterwegs im internationalem Sport-Business. Dunken. Und Netzer. Zwei, die eigentlich nichts

gemeinsam haben. Außer einem Lottoschein. Und die eine der verrücktesten Episoden des deutschen Fußballs schrieben.

Die Geschichte begann 1966. Ludwig Erhard regierte die Republik, Herbert Weichmann führte den Senat, und Uwe Seeler stürmte für den HSV. Als Borussia Mönchengladbach am 18. September 1966 im Volkspark gastierte, schwenkte der damals zwölfjährige Helmut Dunken die Fahne mit der Raute in der Westkurve, so wie bei jedem Heimspiel des HSV. Und doch war diesmal alles anders. Fasziniert verfolgte der Schüler jeden Schritt von Günter Netzer, dem jungen Dirigenten der Gladbacher. Und während 50.000 Fans die Tore zum 5:0-Sieg über den Aufsteiger bejubelten, wuchs bei Helmut Dunken die Wut auf Willi Schulz, der ein ums andere Mal den Ball-Ästheten unsanft von den großen Füßen holte. "Wie habe ich den Willi gehasst", sagte Dunken. Mit dem Abpfiff endete seine HSV-Liebe, bei jedem Gastspiel der Gladbacher stand er fortan im Gästefanblock. Die Zehn, die Netzer-Rückenummer, wurde für Dunken, - selbst ein passabler Kicker, der es bis in die Hamburger Jugendauswahl brachte - , zur magischen Zahl: "Wenn mein Trainer mir die Zehn nicht gab, hatte ich schon vor dem Spiel die Schnauze voll." Ein paar Jahre später, Dunken verdiente auf dem Bau das erste Geld, folgte er seinem Idol quer durch die Republik. Bundesliga, Pokal, Europacup - kein Weg war Dunken zu weit. Am Ende kostete es ihn den Job, der Chef wollte nicht mehr tolerieren, dass sein Isolierklempner ständig blau machte.

Mit der 37 und der 6 war Dunkens Netzer-Formel komplett

Die Selbstgedrehte verglüht im Aschenbecher, als Dunken von seiner Leidenschaft erzählt. Er zeigt das Tattoo auf seinem linken Arm, gestochen 1972 im Jugendgefängnis Hahnöfersand, wo er einsaß wegen Haschisch-Dealerei: "Hatte ich ja versprochen, wenn Netzer uns zum Europameister macht. War aber schwer, da wir ja im Knast die Nadel sofort unterm Bett verstecken mussten, wenn die Wärter kamen." Am Ende war das Netzer-Konterfei so verschmiert, dass sich Dunken einen Puma drüberstechen ließ: "Puma war damals Ausrüster der Gladbacher." Wieder in Freiheit gönnte sich Dunken ein neues Netzer-Tattoo auf dem rechten Arm.

Dunken tippt auf die Wechselrahmen an den vergilbten Wänden mit den Tickets der großen Gladbach-Spiele, den Zeitungsausschnitten mit Jubel-Schlagzeilen über

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Netzer, den Fotos vom Spielmacher, wechselweise im DFB-Dress oder Gladbach-Trikot. "Einige waren doll auf die Beatles oder die Stones, ich war vom Netzer-Bazillus infiziert", sagt Dunken.

Der Netzer-Bazillus übertrug sich auf die zweite große Leidenschaft seines Lebens: Lotto spielen. Schon als Lehrling marschierte er jeden Freitag mit seiner Lohntüte zur Lottobude. Und tippte die Zahlen seines Idols. Gesetzt waren immer die 9, die 14 und die 44 für den 14. September 1944, das Geburtsdatum Netzers sowie die 47 für dessen Schuhgröße, später dann die 2 für die beiden Auszeichnungen zum Fußballer des Jahres. Als Netzer seine Karriere 1977 beendete, war Dunkens Siebener-Reihe für den Systemschein komplett: Mit der 37 für die Zahl der Länderspiele, mit der 6 für die Zahl der Länderspieltore. 2, 6, 9, 14, 37, 44, 47 - diese Ziffern wurden Dunkens magische Netzer-Formel. Doch der erhoffte Hauptgewinn blieb aus.

Bis zu jenem Tag im August 1988, nach dem in Dunkens Leben nichts mehr so sein sollte wie zuvor.

Es ist ein Donnerstagabend, als Dunken mit einem Freund zum Millerntor fährt, Günter Netzer, inzwischen erfolgreicher TV-Rechtehändler, kickt dort mit der Uwe-Seeler-Traditionsmannschaft, Ehrensache, dass Schotti dabei ist. Den Lottoschein hat er längst abgegeben, dennoch macht er spontan an der Lottobude am Rathaus noch einmal Station. "Der Günter hat doch Geburtstag, da schenke ich ihm einen Schein mit unseren Zahlen", denkt er sich. Ausgerechnet Dunken, der vielleicht größte Netzer-Fan auf diesem Planeten, hat in der Vorfreude auf das Spiel den Geburtstag seines Idols um einen Monat vorverlegt. Nach dem Benefizspiel schlägt sich Dunken an den Spielfeldrand durch, drückt dem von Autogrammjägern umringten Netzer einen Briefumschlag mit dem Schein in die Hand: "Günter, für Dich, zum Geburtstag."

Drei Tage später fährt Dunken zu einer Einweihungsparty eines Freundes, ausnahmsweise kann er die Tagesschau mit den Lotto-Zahlen nicht gucken. Gegen 21 Uhr ruft er aus dem Schlafzimmer seines Kumpels die Hotline der Lotto-Gesellschaft an, hört die Zahlenreihe auf dem Band. Dunken muss keinen Schein abgleichen, seine Netzer-Formel hat sich längst ins Hirn eingebrannt. Fünf Richtige mit Zusatzzahl. Dunken genehmigt sich einen Wodka, ruft eine Stunde später noch mal an, weil er es einfach nicht glauben kann. Dieselbe Ansage, dieselben Zahlen. Als Dunken die Party

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

gegen zwei Uhr morgens verlässt, mischt sich in die Spannung auf die Quote, auf die Höhe des Gewinns, ein banger Gedanke: Was hat der Günter mit dem verdammten Schein gemacht? Hat er ihn weggeschmissen? Ist der gemeinsame Gewinn futsch?

Am Sonntag telefoniert Dunken quer durch die Schweiz, schaltet sogar die Polizei ein. Vergebens. Niemand will ihm Netzers Geheimnummer geben. Am Montag ruft Dunken dann beim HSV an, sagt, dass er als Journalist dringend die Telefonnummer von Netzer brauche - nur eine halbe Notlüge, für die "Welt" hat er Jahre zuvor über Amateurfußball geschrieben. Und dann, endlich, erreicht Dunken sein Idol. Und sagt: "Günter, hier ist der Helmut aus Hamburg, ich bin der Typ, der dir am Millerntor den Lottoschein gegeben hat. Und stell dir vor, wir haben gewonnen. Fünf Richtige mit Zusatzzahl."

Knapp 27 Jahre später ruft das Abendblatt bei Günter Netzer an, in dessen Büro im Schweizerischen Zug. Dunken? Helmut Dunken? Netzer schaltet sofort. Und sagt: "Das war nun wirklich die verrückteste Geschichte, die ich je erlebt habe."

An das Telefonat mit dem Hamburger erinnert sich Netzer als wäre es gestern gewesen. "Mein erster Verdacht war, dass mich jemand reinlegen will. Versteckte Kamera oder so. Ich dachte, der Typ muss verrückt sein. Behauptet, er sei mein größter Fan und weiß nicht mal mein Geburtsdatum." Halbwegs überzeugt, sagt Netzer, habe ihn erst ein Blick in die Zeitung, der Abgleich mit den Zahlen.

Was das Problem mit dem Schein allerdings nicht mehr löste. Denn den hatte Netzer in der Tat schon zerrissen: "Ich hatte nie mit einem Gewinn gerechnet, zumal mich Lotto nicht wirklich interessiert hat." Mit zwei Mitarbeitern wühlte sich Netzer durch den Müll im Büro und puzzelte den Schein wieder zusammen. Denn weder er noch Dunken wussten, dass die Kopie des Scheins sicher verwahrt in der Lottozentrale lag.

Drei Tage mussten die beiden gebannt auf die Quoten warten. Dann stand fest, dass sich die Tippgemeinschaft knapp 151.000 Mark teilen durfte, Dunken selbst gewann mit seinem eigenen Tippschein mit den Netzer-Zahlen noch einmal 146.000 Mark. Insgesamt 221.000 Mark wurden auf das Sparbuch überwiesen, Dunken hatte nicht einmal ein Girokonto.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Und dann", sagt Dunken, "begann eine richtig geile Zeit."

Nur eine Woche nach dem Fünfer-Glück mit Zusatzzahl lädt Netzer ihn und einen Freund ins feine Elysée-Hotel an die Rothenbaumchaussee, am Nachmittag spielen die Bayern im Volkspark, Netzer hat sogar VIP-Karten organisiert. Natürlich ist zunächst der Schein das große Thema. "Schotti, warum hast du die 16 nicht auch noch getippt?", will Netzer wissen. Denn dann hätte es den ganz großen Schluck aus der Pulle gegeben, über drei Millionen Mark, für sechs Richtige mit Zusatzzahl. "Aber Günter, die 16 hat doch nichts mit Deinem Leben zu tun", entgegnet Dunken. "Überleg mal, wie lange mein größter Erfolg zurückliegt, die Europameisterschaft: Genau 16 Jahre", sagt Netzer.

Aber Dunken hat dennoch den Hauptgewinn gezogen. Das Idol und sein größter Fan. Endlich ein Team. Mit dem Taxi fahren die Lotto-Sieger vom Interconti in die Osteria Due beim Interconti, zum Promi-Italiener. Zum Nudeln mit Scampi essen. Genau wie einst Ernst Happel, die Trainer-Legende. Als Netzer noch Autogramme für den Taxifahrer schreibt, stapfen Dunken und sein Kumpel mit speckigen Lederjacken und abgewetzten Jeans schon mal ins Restaurant. Dort will man die beiden erst nicht reinlassen: "Aber Ihr könnt euch nicht vorstellen, was der Kellner für Augen gemacht hat, als der Günter plötzlich auf der Matte stand."

Dann das Spiel gegen die Bayern im Volkspark, Ehrengastbereich, die einstigen Jungs aus der Kurve sind auf einmal eine ganz große Nummer. Irritiert beobachten die Honoratioren die seltsame Entourage des früheren HSV-Managers. "Die haben gedacht, wir wussten es doch immer, dass der Netzer ein seltsamer Vogel ist. Und jetzt ist er endgültig durchgedreht", sagt Netzer.

Die Neider kann Dunken noch abwehren, an den Schnorrern kommt er nicht vorbei

Dass die Bayern an diesem Tag mit 1:0 im Volkspark siegen, ist Dunken völlig egal. Mit dem HSV hat er eh nicht mehr viel am Hut, längst ist er zum Rivalen St. Pauli konvertiert: "Da gab es noch richtiges Bier und nicht dieses alkoholfreie Zeug wie beim HSV."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dennoch leisten sich Dunken und sein Kumpel immer mal wieder HSVVIP-Karten, Geld ist ja genug da. Sie kreuzen in St.-Pauli-Trikots im Ehrengastbereich auf, tapezieren die Toiletten mit gefakten Beileidsanzeigen des FC St. Pauli, als der große HSV zwischendurch in Abstiegsgefahr gerät. Mit dem Konkurrenten vom Kiez fährt Dunken durch die Republik, reist immer einen Tag vor den Spielen an, wohnt natürlich im Mannschaftshotel. Abends klönen mit Trainer Helmut Schulte und Torwart Volker Ippig, am nächsten Tag auf Top-Plätzen Fußball gucken, mehr geht nicht. Mit Schulte darf er sogar ins Fernsehen, in eine Fußball-Rateshow. Das Leben, es ist in diesen Monaten für Dunken ein einziger Rausch. "Mit so viel Kohle gehst du auch anders durch die Stadt", sagt Dunken: "Wenn du beim Juwelier eine schöne Uhr siehst, nimmst du sie einfach mit." Seinen Eltern spendierte er eine Luxus-Rundreise für 20.000 Mark in die USA. Davon, sagt er, hätten Mama und Papa doch immer geträumt.

Und doch steckt Dunken mit seinem Lotto-Glück auch in einem Dilemma. Einerseits genießt er den Aufstieg zum VIP, andererseits fürchtet er den Ruhm. Dunken kennt schon durch seine Zeit als aktiver Kicker halb Hamburg. Und er weiß, wie seine Kumpels ticken. Fotografen, die Netzer und ihn ablichten wollen, wehrt er ab. Den Lotto-Chef, der den Gewinner mit dem Netzer-Tick unbedingt kennenlernen will, beschwört er, sogar die Initialen bei der Weitergabe des Gewinners an die Presse zu verändern. Aus Helmut D. wird Horst G.

Das Manöver nützt nichts. Als "Bild" exklusiv "Armer Fan schenkt Netzer Lottoschein" titelt, rufen die Kumpels im Minutentakt an: "Die wussten ja alle, dass dieser Netzer-Bekloppte nur ich sein konnte." Die Neider kann Dunken noch abwehren: "Sucht euch doch selbst einen Star und tippt dessen Zahlen." An den Schnorrern kommt er indes nicht vorbei. Dunken schmeißt Lokalrunden, löst Kumpels sogar im Bordell aus, großzügig war er ja schon immer. Vergebens warnt Netzer vor falschen Freunden, die ihn nur abzocken wollten. Irgendwann, sagt Dunken, "war die ganze Kohle dann leider weg."

Der Lotto-König kehrte wieder zurück auf Anfang.

Haben ihm die fünf Richtigen mit Zusatzzahl am Ende doch kein Glück gebracht? "Tja", sagt Dunken, "das kann man so sehen." Petra, seine große Liebe starb

1991 auf einer Rockerparty: "Sie wollte unbedingt die Nacht durchfeiern, ich war einfach zu müde und bin nach Hause. Sie hatte dann Stress mit einem Typen, der was von ihr wollte und ihr dann so eine gescheuert hat, dass sie das nicht überlebt hat." Netzer schickte einen Kranz, die Trauerschleife mit dem Aufdruck "Ein letzter Gruß von Günter" hängt noch immer im Wohnzimmer.

Auch beruflich ging fortan alles schief. Ein paar Jahre arbeitete er noch als selbstständiger Fuger auf dem Bau: "Doch dann waren die Preise durch die Konkurrenten aus dem Osten so weit im Keller, dass es sich nicht mehr gelohnt hat." Dann die gesundheitlichen Probleme. Magengeschwüre, Durchblutungsstörungen. Vor zwei Jahren amputierten die Ärzte das linke Bein, mehrfach musste der entzündete Stumpf operiert werden.

Aber Dunken will nicht jammern. Dafür habe er ja auch richtig gute Zeiten erlebt. Allein die Nacht mit Günter Netzer nach einem Länderspiel der deutschen Nationalmannschaft in Rotterdam im Spielcasino, wo sie natürlich die Netzer-Zahlen tippeten. Inzwischen allerdings, gibt Dunken zu, sei das Verhältnis "ziemlich eingeschlafen".

An seiner Netzer-Leidenschaft zerbrach sogar seine Fanliebe zum FC St. Pauli

Aber bitte, das sei auf keinen Fall ein Vorwurf, die Beziehung sei "ja nun in erster Linie geschäftlich" gewesen. Das, sagt Dunken, habe er inzwischen kapiert. Kapiieren müssen. Und ein Hauch von Bitterkeit und Enttäuschung schwingt in seiner Stimme mit.

Und dennoch lässt er auf sein Idol nichts kommen, stolz trägt er weiter das Gladbach-Emblem an einer ledernen Halskette. An seiner Netzer-Leidenschaft zerbrach 2002 sogar seine Fanfreundschaft zum FC St. Pauli. Da hatte doch glatt ein St.-Pauli-Anhänger gewagt, Dunken zu widersprechen, als der am Tresen seine Theorie auseinanderbreitete, dass die besten deutschen Fußballer aus Kriegszeiten gekommen seien. Wie Seeler, wie Overath. Und eben Netzer. Der Streit endete fast in eine Massenschlägerei, seitdem meidet Dunken das Millerntor.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ohnehin kommt er ja kaum noch raus. Für ihn, der einst zu Fußball-Spielen durch Deutschland flog, ist die Treppe vom vierten Stock runter ins Erdgeschoss inzwischen ein fast unüberwindbares Hindernis. "Auf Krücken packe ich die Stufen nicht mehr", sagt er. Zweimal am Tag huscht der Pflegedienst durch die 50 Quadratmeter große Zwei-Zimmer-Wohnung. Ein Kumpel kauft jeden Tag für ihn ein, "Bild", Bier, ein paar Lebensmittel. Runter kommt er nur noch, wenn er zum Arzt muss. Oder ins Krankenhaus. Dann wuchten ihn zwei Sanitäter durchs Treppenhaus. Viele Freunde seien gestorben, "alle so um die 50, ich verstehe das nicht." Die Eltern sind schon lange tot, Elke, seine letzte Freundin, starb vor zwei Jahren nach zwei Schlaganfällen. Dunken schläft schlecht, Phantomschmerzen plagen. Meistens flimmert ab 5 Uhr morgens in seinem Wohnzimmer RTL 2.

Einer aus den alten Bundesliga-Tagen, immerhin, hält ihm noch die Treue. Helmut Schulte, beim FC St. Pauli einst Trainer und Manager. Die beiden telefonieren öfter, ab und an schaut Schulte vorbei. Wenn Schulte dann im vierten Stock klingelt, öffnet sich zugleich die Tür zu Dunkens alter Welt wieder einen Spalt. Schulte hockt sich auf das abgewetzte, mit Pflastern geflickte Sofa, während Dunken Kasette für Kasette in den betagten Grundig-Videorekorder schiebt.

Und für ein paar Stunden reisen die beiden zurück in die Vergangenheit, gucken sich große Netzer-Spiele an, Sportstudio-Auftritte Schultes und die gemeinsame Rateshow. Wie Dunken so richtig auf dem Schlauch stand, sich das Hirn zermartete bei der Frage nach dem Spitznamen des ehemaligen HSV Stars Hasan Salihamidzic - "Brazzo", wie jeder HSV-Fan weiß - , um schließlich zu antworten: "Salami". "Dann", sagt Schulte, "schmeißen wir uns vor Lachen weg."

Seine Wohnung ist für Dunken Gefängnis und Zuflucht zugleich

Zwischendurch wird Schulte immer ernst, mahnt: "Schotti, du musst raus aus dieser Bude, damit du auch mal wieder ohne Probleme in deinem Rollstuhl vor die Tür kannst." Einen Antrag auf eine behindertengerechte Wohnung hat Dunken gestellt, aber eigentlich will er nicht weg: "Der Mensch ist ja auch ein Gewohnheitstier." Und Dunken weiß genau, dass das Sammelsurium aus Zeitungen, Bildern, Tickets und Gläsern, dieses ebenso verstaubte wie chaotische Museum seiner Erinnerungen einen Umzug nicht überleben würde. Die 50 Quadratmeter im vierten Stock für 400 Euro

kalt, sie sind für Dunken Gefängnis und Zuflucht zugleich. Als beim Abendblatt-Besuch ein Kissen auf dem Sofa verrutscht, mahnt Dunken sofort: "Kannst du das bitte wieder richtig hinlegen." Beim Abschied fällt im Flur der Blick noch einmal auf die vielen Jackpot-Poster, die die Lottobude um die Ecke Dunken spendiert hat. Er ist ja nach wie vor einer der besten Kunden. Rund 150Euro seiner Frührente von 1000 Euro investiert Dunken jeden Monat in seinen großen Traum. Bescheiden im Vergleich zu früher. Zwei Millionen Kästchen, sagt Dunken, werden es im Laufe seines langen Tipper-Lebens schon gewesen sein. Er fischt stolz ein Foto aus seinem Portemonnaie, das einen Berg Tausender Tippscheinen auf einem Heizkörper zeigt, Dunken bewahrte über Jahre sogar die Nieten auf. "Andere fahren Auto, ich habe Lotto", sagt Dunken trotzig.

Allein, die Netzer-Formel will nicht mehr so recht funktionieren. Sicher, zweimal gewann er noch ein paar Tausend Euro, Kopien der Schecks hängen an der Wand. Aber irgendwie kommen immer die falschen Zahlen. Genau wie bei seinem Vater, der angefixt vom Erfolg seines Sohnes über Jahre manisch die Kennziffern seines Idols Wolfgang Overath tippte.

Nein, dieser Fünfer mit Zusatzzahl wird ein einmaliger Coup bleiben. Und damit das Lotto-Glück vom kleinen Schotti. Und dem großen Netzer.

Alltag im Ausnahmezustand

Herr Kasim kämpft gegen die Gespenster des Krieges, Sozialbetreuerin Dominique Schmid akzeptiert das Chaos, Jihad überwältigt mit Gastfreundlichkeit, Saskia spricht in fremden Zungen, Kalid schreibt, auf dass die Welt erfahre, und Diyar, 16, singt das Lied der Heimat: eine Woche in der Waiblinger Flüchtlingsnotunterkunft.

Von Peter Schwarz, Waiblinger Kreiszeitung, 24.09.2015

Wir fahren durch das verblässende Nachtschwarz in den mausgrauen Morgen, Regen tröpfelte auf die Scheibe, Beton und Asphalt zogen vorbei, wir quälten uns durch den Stau nach Eningen bei Reutlingen: Herr Kasim sollte dort um acht Uhr zu seinem „Interview“ erscheinen, seiner Anhörung, einem wichtigen Schritt auf dem Weg zum Bleiberecht. Ein Syrer, hatte die Sozialbetreuerin gesagt; schwer traumatisiert; habe Schlimmes erlebt. Ein Psychiater habe auf einen Eiltermin gedrängt.

In der Waiblinger Berufsschul-Turnhalle leben 117 Menschen, lauter Männer; Familien lässt sich diese brüchige Schwundform von Privatsphäre nicht zumuten. Die sogenannten „Zimmer“ sind Gevierte aus Bauzäunen, mit Stoff bespannt, je acht Menschen teilen sich 32 Quadratmeter, vollgestellt mit Stockbetten, Spinden, Tischen, Stühlen, Kleidern, Kochtöpfen und Habe in Plastiktüten. Das Licht erlischt nie, auch nachts muss eine Restbeleuchtung brennen, Stille kehrt nie ein, das Schnarchen, Murmeln, Seufzen kommt nur nicht immer aus derselben Richtung. Es gibt keine Zimmertüren, nur mit Tüchern verhängte Eintrittslücken. Herr Kasim, hatte die Sozialbetreuerin gesagt, finde hier keinen Schlaf, die Gedanken- und Bildermühle komme nie zum Stillstand, er habe zu vieles gesehen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Das war die Abmachung: Ich würde eine Woche in der Notunterkunft verbringen, jeden Morgen bis zum Abend, würde erfahren, welche Sorgen die Menschen hier umtreiben, welche Erinnerungen sie quälen, an welche Hoffnungen sie sich klammern. Im Gegenzug würde ich versuchen, mich nützlich zu machen, zum Beispiel als Chauffeur.

Auf 6.20 Uhr an diesem Montagmorgen hatten wir uns verabredet. Er trat aus der Halle ins Freie und zeigte sein Handy, als wolle er Rechenschaft ablegen über seine Pünktlichkeit. Das Display zeigte „6.18“ und das Foto einer Frau: Angela Merkel.

„Wie geht?“, fragte Herr Kasim. Viel mehr wussten wir nicht zu reden, ich sprach kein Arabisch, er kaum Englisch. „Thank you“, sagte er nur immer wieder, wenn ich ihm etwas mitzuteilen versuchte, und „I’m sorry“, als fühle er sich schuldig, wenn wieder ein Verständigungsversuch versandete. Während der Fahrt bewegten sich seine Lippen, ein Wispern war zu hören, vielleicht betete er, vielleicht versuchte er seinen in Syrien unter Bombenhimmeln zurückgebliebenen Angehörigen Mut zuzusprechen, vielleicht tastete er nach den rechten Worten für sein Interview. Herrn Kasims behutsame Höflichkeit war ein dünnes Tuch: Es ließ die Aufwühlung durchschimmern.

In Eningen hat das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge Räume angemietet. Ein Mann schob Herrn Kasim zur Wand und legte Maß an: Stimmt die Größe, wie sie in den Papieren steht? Während der Anhörung ging ich draußen auf und ab. Hinter der Glasfront des Büros sah ich ihn sitzen, einen Dolmetscher neben, einen Beamten vor sich: ein Mann in tiefer Sorge.

Wie die 117 Flüchtlinge lebt auch ihre Sozialbetreuerin Dominique Schmid im Provisorium: Ihr Büro ist ein Schlauch von zwei mal fünf Metern im ersten Stock des Hallentraktes: gelbe Klebezettel überall mit hastig draufgekritzelter Telefonnummern; Stadtplan-Kopien, um den Hilfesuchenden den Weg zum Rathaus weisen zu können. Schmid hat in die Enge des Zimmers Poster gehängt, eines ist beschrieben mit Zeugenberichten aus Ungarn und Bulgarien, Reisenotizen von der Flucht: Einen Mann

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

suchten dort fünf Beamte heim – zwei hielten, zwei schlugen, einer vergewaltigte ihn. Andere Geschichten handeln von Folter in Duschräumen, Schlagstöcken, 50 Menschen in einer 20-Quadratmeter-Zelle, drei Tagen nackt in einer Toilettenkabine.

Ein wichtiges Wort in der Waiblinger Steinbeisstraße ist: eigentlich. Eigentlich hätten die Spinde beim Einzug da sein sollen. Sie kamen am dritten Tag. Eigentlich hätten es 120 sein sollen. Es waren 60, der Hersteller hat Lieferschwierigkeiten. Eigentlich bräuchten viele einen Arzttermin, zum Beispiel der Mann, dessen Arm bei einer Explosion in Syrien mit Glassplittern gespickt wurde – aber so sehr sich die freundliche Telefonistin vom Roten Kreuz auf dem Flur auch müht, manchmal dauert es etwas länger. Eigentlich sollte jeder Papiere haben, aber hier steht einer im Büro, der aus Frankfurt kam, in Ellwangen registriert und nach Waiblingen verlegt wurde – und irgendwo unterwegs müssen die Unterlagen, die ihm hinterhergeschickt werden sollten, im Nirgendwo gestrandet sein. Also telefoniert Schmid Amtsstube um Amtsstube ab: In der ersten hebt keiner ab, bei der zweiten ist belegt, in der dritten haben sie eine Bandansage geschaltet, am Limit scheinen alle. So fahndet Schmid im Zuständigkeitsdickicht, und nebenbei sendet sie eine Bettelmail an Fluggesellschaften: Hat irgendwer Schlafmasken übrig?

Ein Mann geht als Syrer zum „Interview“ und entpuppt sich dort als Eritreer. Ein Familienvater hat in einem Behördenfragebogen aus Versehen das Wort „ledig“ angekreuzt, jetzt könnte es Probleme mit dem Familiennachzug geben. Ein Sicherheitsdienstler berichtet, in der Nacht seien Jugendliche ums Gelände gestromert – fragten sie nach Drogen? Oder wollten sie welche anbieten? „Es gibt immer wieder mal was Neues“, sagt Schmid, „aber das meiste hab’ ich schon erlebt.“ Einmal, in einer anderen Unterkunft, machten ein paar es sich im Duscraum gemütlich, sie stellten Kerzen auf, und durch den Türschlitz quoll süßlicher Duft – es sei, sagt Schmid, „wie im Schullandheim“: Es gibt immer ein paar, auf die man achten muss. Sie wirkt nicht, als verzweifelte sie an ihrer Arbeit. „Irgendwie läuft’s immer. Nur halt nie nach Plan.“

Eine junge Frau, 117 Männer, kann das gutgehen? Dominique Schmid grinst. Dies hier ist nicht ihre erste Unterkunft, Probleme gab es „so gut wie nie“. Einmal, vor Monaten, kam einer zu ihr und schimpfte herum. Sie sagte: raus. Er antwortete: Von

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

einer Frau lasse er sich nicht so behandeln. Sie wurde streng, er trollte sich. „Das war halt ein Depp, und Deppen gibt es überall.“

Neben ihr sitzt Melih Göksu, Schmid's Glücksfall auf zwei Beinen: Der hellwache Mittzwanziger arbeitet normalerweise beim Landratsamt in der Kfz-Zulassungsstelle, aber sein Chef hat ihn für drei Wochen abgeordnet. Göksu spricht türkisch - binnen weniger Stunden wurde er zum allseits respektierten Übersetzer, Helfer, Erklärer. Gestern Abend hat er seiner Mutter erzählt, was diese Menschen brauchen, worauf sie „einen kleinen Aufruf gestartet hat in der Nachbarschaft. Und jetzt ist mein ganzes Auto voll“: 34 Hosen, 21 Hemden, sechs Shirts, drei Trainingsanzüge, zwei Pullover, fünf Anoraks, 15 Paar Schuhe.

Wenn die Bürokratie zusammenzubrechen droht, schlägt die Stunde der Menschen: Eine Frau kommt ins Büro, sie war neulich beim Helfertreffen, jetzt wisse sie immer noch nicht, wie sie sich einbringen könne, also, hier steht sie, was gibt's zu tun? Die Rotkreuzfrau ruft vom Flur her: „Ich habe hier zwei, die zum Arzt müssen – können Sie mit?“ Das Telefon klingelt, eine ältere Dame: Ihr Mann ist gestorben, sie hat ihm vor dem Tod noch eine neue Hose gekauft, er hat sie nie getragen; „ich würde seine Sachen gerne vorbeibringen“. Die nächste: „Ich will nicht stören, aber das“ – sie deutet auf zwei Kleidertüten – „ist kein Kruscht!“ Und Matthias Fuchs, IG Metall: „Ich wollte nur fragen, ob wir Ihnen Unterstützung geben können.“ Ein Raum für Sprachunterricht wird gebraucht? Geht klar.

Am Eingang verschenkt ein Grauhaariger Bücher, eine Traube Neugieriger bildet sich. Wie wäre es mit einem Bildband über Neuschwanstein? „Oder ‚Das große Buch vom Lande‘ – it's about agrar business!“ Oder ein „Kombi-Atlas – the whole world is in it!“ Oder „Die Inselwelt der Karibik“? Eher nein? Na gut, hier: ein Fußballbuch. Hände recken sich, stürmische Begeisterung, „Football! Football!“

Der Chef eines Handy-Ladens rückt an, zwei arabische Mutterprachler als Promoteam im Schlepptau, und verteilt Sim-Cards – „die Karten sind kostenlos, woanders zahlen Sie fünf Euro!“ Wer aber Guthaben kaufen und laden will, braucht nur in den Shop zu kommen, hier, die Adresse. Die Helfer bauen einen Klapp Tisch auf

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

und verteilen Hochglanzflyer mit arabischen Schriftzeichen, „hab ich extra drucken lassen.“ Wohltätigkeit? Oder Geschäftstüchtigkeit? Egal. Das Handy ist für die Menschen hier lebenswichtig: Erinnerungsspeicher voller Fotos, seidener Faden in die Heimat, GPS-Navigator auf der Flucht.

Und Ibrahim, Angestellter in der Obst- und Gemüse-Oase Kirschbaum Rommelshausen, bringt 30 Kisten Pfirsiche vorbei.

Ich war auf vieles gefasst, ich wusste, ich würde bedrückende Geschichten zu hören bekommen, ich hatte mich auf Leid eingestellt, auch auf Lebensmut. Aber mit einem hatte ich nicht gerechnet: der Freundlichkeit der Menschen; dem vielfachen „Salaam aleikum“, „Hello“, „Guten Morgen“ auf jedem Weg durch die Halle; den offenen Gesichtern, dem Lächeln.

Meine erste Begegnung mit Jihad aus Syrien: Er trägt aus dem Küchencontainer einen Topf brodelnden Öls, darin schwimmen Pommes. Stolz lässt er jeden reinschauen und lacht. Melih Göksu erklärt ihm, dass ich jetzt öfters hier sei. Wenn das so ist, sagt Jihad – komm zum Tee in unser Zimmer.

Nun gut, es gibt Tee, das auch. Und eine Pilzpfanne, Jihad muss mindestens eine Stunde lang gekocht haben für sich und seine Schicksalgefährten in Zimmer 3; geschmelzte Zwiebeln, Tomaten, Paprika. Und binnen Minuten gedeiht eines dieser Gespräche, die umso erfüllender sind, je dichter sie am Abgrund des Scheiterns siedeln: Englisch stottern, über Bande reden, deutsch und türkisch mit Göksu als Übersetzer, dazu das internationale Esperanto der Hände und Füße, Gesten und Mienen, jeder radebrecht, bis er selber kaum mehr weiß, was er sagen wollte, und freut sich umso maßloser, wenn die andern am Tisch aus dem Wortstrom etwas angeln, an dem sie sich festhalten können, wenn ratlose Gesichter sich im Verstehen erhellen, wenn ein Einverständnis gelingt, das über Grammatik und Vokabeln weit hinausreicht.

„In Germany we say: Prost.“ – „Prost?“ – „Prost.“ Gelächter. „But it’s no beer!“, protestiert Jehads Zimmergenosse Hasan, „it’s tea, Peter!“ Aber gut, dann eben „prost. And in Syria: Zahdag.“ – „Zahdag?“ Gelächter. „Good, Peter! Zahdag!“ Und Jihad: „Germany is best in Europe. Best! So much help.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Keine Fluchtgeschichten jetzt, keine Kriegsklagen. Nur beieinandersitzen, das Essen teilen, Stücke vom Fladenbrot abreißen und damit in die gemeinsame Pfanne greifen. Aber morgen: „Ich bin von der Zeitung“, stammle ich auf Englisch, „ich möchte eure Geschichten erzählen.“ – „Es gibt viele Geschichten hier“, antwortet Jehad ernst: „so many stories.“ – „Ich möchte eure Geschichten in der Zeitung erzählen. Ich möchte, dass die Menschen in Deutschland verstehen. Morgen komme ich wieder. Ich möchte euch Fragen stellen.“

„Tomorrow“, sagt Jehad feierlich. „Ask.“ Er lacht. „And eat! You’re welcome.“

Eines Tages kamen Männer, sie stülpten Herrn Kasim eine Kapuze über den Kopf und steckten ihn in einen Verschlag, bis die Familie Lösegeld zahlte. Islamistische Terroristen auf Geldbeschaffungsmission? Gewöhnliche Verbrecher, die in der Kriegsanarchie von Aleppo, Syrien, ihre Chancen suchen? Schwer zu sagen.

Herrn Kasims Tochter ging vormittags zum Unterricht – die Bombe, die das Schulhaus in Trümmer legte und zerschlagene Kinderleichen unter Stein, Staub und Zement begrub, fiel am Nachmittag.

Herr Kasim, 49, ist ein leiser Mann, die Worte kommen tastend auf Arabisch, sein Zimmergenosse Hassan übersetzt ins Englische. Wenn dort Frieden herrschte, wären sie nicht geflohen, richtig? „Look, it’s our country“, sagt Hassan. „Would you go away from Germany? Certainly no.“ Syrien ist ihre Heimat, sie hatten Häuser, Berufe, Familien, muslimische und christliche Freunde, hatten gelernt von ihren Vätern: Alle Menschen sind gleich, „no one is better than anyone, we must live together in peace.“

Herr Kasim hatte Ingenieur studiert und in Aleppo ein Bauunternehmen gegründet. Als 2006 im Libanonkrieg die islamistische Hisbollah und Israel einander beschossen, nahm er in seinem Haus drei Flüchtlingsfamilien auf. Er zeigt Bilder auf seinem Handy: ein geräumiges Gebäude, sorgsam eingerichtet, ein kleiner Pool im Garten. Hier, zeigt Herr Kasim, die dreizehnjährige Tochter: Sie sitzt auf einem Pferd, im Reitclub. „It’s ruins now.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nacht für Nacht wachte Herr Kasim von den Schreien der Kinder auf, die Bilder der zerbombten Schule spukten durch ihre Träume. Er strich die Zimmerwände rosa, gelb und blau, vielleicht würde das lebensfrohe Bunt die kleinen Seelen beschützen. Tags freuten die Kinder sich daran – Nacht für Nacht erloschen die Farben, und das Aufschluchzen, wenn das Mädchen und der Junge aus dem Alpdruck schreckten, drang ins elterliche Zimmer. Herr Kasim verlernte darüber selber das Schlafen.

Er beschloss zu fliehen, allein. Für die Familie wäre die Schleuserroute zu gefährlich. Er wollte vorausseilen, einen sicheren Ort suchen und Frau und Kinder auf legalem Wege nachholen. „No greed“, sagt Hassan, „no money“ – nicht die Gier habe sie geführt, nicht das Geld: Sie suchen „peace“ und „safety“. Frieden. Sicherheit.

Welche Ängste Herr Kasim auf der Flucht durchlitt, wieviel Pein das Gefühl, Schleusern ausgeliefert zu sein, in einem Mann angerichtet haben mag, dessen Glaube an irgendwelche Sicherheiten sowieso längst zerstört war – aus seinen Worten ist das nur in Spuren herauszulesen; der Klang der Stimme erzählt in jeder Sekunde davon.

In einem Boot von der Türkei nach Griechenland. Durch Mazedonien. In Belgrad am Bahnhof die allgegenwärtigen Schlepper: „I take you for 1300 Dollar“, raunt der eine, „for 900 Dollar“, wirbt der nächste, nur zehn Minuten Fußmarsch, tuschelt der dritte, per Taxi, flüstert der vierte. Was ist Lüge, was wahr? Herr Kasim musste Vertrauen fassen, wo doch all sein Weltvertrauen in Trümmern lag: zu Menschen, die nicht vertrauenswürdig waren.

Der stundenlange nächtliche Fußmarsch über die grüne Grenze von Serbien nach Ungarn: Bleibt zusammen, zischten sie in der Gruppe einander zu, während sie durch den Regen stapften und die Schritte leise auf den Waldboden zu setzen versuchten – neulich, so hatten sie gehört, habe es einer alleine versucht, man habe ihn mit zehn Messerstichen gefunden, durch das Gelände streiften Räuberbanden.

In Ungarn wurde er geschlagen und eingesperrt. Ein Schleuser-Wagen nahm ihn auf, sie fanden sich zu zehnt in einen lichtlosen Laderaum gepfercht, kauerten an der Wand, ohne zu wissen, wo und ob sie ankommen würden. 25 Kilometer vor Wien scheuchte der Fahrer sie an einer Raststätte heraus. Deutschland: „We found so many

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

kind people“, sagt Hassan, so viele freundliche Menschen, „very sensitive people“, einfühlsame Leute. Wenn ihr uns anlächelt, erklärt er, berührt uns das im Innersten.

Das Quälendste ist nicht die Unterbringung in der Waiblinger Turnhalle, auch wenn Herr Kasim nachts unterm Notlicht zwischen Geschnarch und Alptraumseufzern kaum zur Ruhe findet. Das Quälendste ist die Ungewissheit. Jeder hier kennt die Geschichten von Landsleuten, die nach zwei Wochen ihr Interview bekamen, ihre Anhörung, bald eine Aufenthaltserlaubnis und schnell die Chance, die Familie einreisen zu lassen. Andere, heißt es, warten nach neun Monaten immer noch aufs Interview.

Neun Monate? Als Hassan das hörte, „wollte ich sofort wieder zurück“. Neun Monate Frau und Kinder allein lassen? Neun Monate, wo es in Aleppo vielerorts keinen Strom, kein fließendes Wasser mehr gibt? Im vergangenen Winter hob er die massive Haustür aus den Angeln und verschürte das Holz – woran soll die Familie sich im nächsten Winter wärmen?

Sie haben hier viel zu viel Zeit zum Nachzudenken, die Gedanken fahren Karussell, bis endlich der Schlaf kommt: Neun Monate? Hat, wer so lange warten muss, etwas falsch gemacht? Habe auch ich mir etwas zu Schulden kommen lassen? Wenn ja, was? Werden sie es mir sagen?

Sie kommen einfach nicht mehr nach. Das Bundesamt für Migration, erzählt Sozialbetreuerin Dominique Schmid, bearbeite aktuell ausschließlich Anträge von Flüchtlingen aus Syrien (meist ein „klares Ja“), den Westbalkanländern (in der Regel „klares Nein“) oder Eritrea (wobei Schmid da Zweifel hegt – aus den vergangenen Wochen weiß sie von keinem einzigen Interview-Termin für einen Eritreer). „Nur diese drei Regionen, sonst nichts.“ Dennoch steckt das Amt im Stau: hunderttausende unbearbeiteter Hoffnungen. Warum dauert es beim einen Syrer so lange, warum geht es beim anderen schnell, obwohl die Voraussetzungen identisch sind? „Man kann’s einfach nicht sagen.“ Schreibtisch-Zufälle. Stapel-Schicksale. Der eine Sachbearbeiter läuft im Stress zur Hochform auf, der andere wird krank vor Überlastung.

Heute morgen kam endlich ein Lastwagen mit den restlichen 60 Spinden. Der Fahrer wusste nicht, wohin damit, es stand gerade niemand vor dem Eingang – also

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

fuhr er weiter nach Aspach, auch dort fehlen Schränke. Dass hier in der Waiblinger Notunterkunft dennoch nie der Eindruck entsteht, dass etwas aus dem Ruder laufen könnte, hat mit der Unerschütterlichkeit von Dominique Schmid zu tun, mit der Gedankenschnelligkeit von Melih Göksu, der normalerweise in der Kfz-Zulassungsstelle arbeitet; und mit der Hilfe vieler.

Nagim Amery absolviert hier ein Hausmeisterpraktikum, täglich bis 16 Uhr – danach, bis 21 Uhr, verwandelt er sich in einen ehrenamtlichen Sprachlehrer, paukt deutsch mit seinen Landsleuten in der Notunterkunft. Amery kam 1992 aus Afghanistan, er hatte dort ein Jura-Studium absolviert und im Innenministerium gearbeitet, bis die Taliban ihm das Leben unmöglich machten. In Deutschland fand er eine italienischstämmige Frau und wurde Vater von vier Kindern. Warum arbeitet er sich hier so unermüdlich immerfreundlich ab? „Weil ich es selber erlebt habe.“ Auch er hat einst „alles zurückgelassen – und los.“

Oder Saskia Thureau: Sie besucht die Uni Münster, während der Semesterferien macht sie Heimaturlaub in Waiblingen - und kommt jeden Tag in die Halle zum Übersetzen. Saskia studiert Islamwissenschaft, nach einem Praktikumsjahr in Jordanien parliert sie ehrfurchtgebietend selbstverständlich Arabisch. Jetzt sitzt sie bei Jehad, dem Meisterkoch, und seinen Schicksalsgenossen in Zimmer 3. Ein Mann nach dem anderen raunt bewundernd: Sie spricht grammatikalisch sauberer als ich! Saskia lacht. „Das sagen sie immer.“

Sie sind gekommen als Gäste in Not, fanden Aufnahme in Deutschland – aber sobald ein Fremder das Tuch zur Seite schiebt am Eingang zu ihrem 32 Quadratmeter kleinen Bauzaungeviert, vertauschen sich die Rollen: Nun sind sie Gastgeber, du bist Gast, und zwischen der Tütengalerie von Rewe und Lidl, dem Spalier der Stockbetten und Spinde, den Koffern mit zwei Handvoll Habe und einer Garderobe aus gespendeten Altkleidern gelingt ihnen eine Herzlichkeit, die alle Enge überwindet. „Guten Tag!“, ruft Jehad, „welcome home!“

Jehad ist 48, hat den Brustkorb eines Ringers, Oberarme wie Baumstämme und lacht oft. Nur manchmal, wenn das Gespräch in Krieg, Flucht, Verlust hineinführt,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

gleitet ihm bisweilen der Blick ab, er sinniert vor sich hin, driftet davon in eine andere Zeit, an einen anderen Ort. Sobald er spürt, dass er beobachtet wird, schaut er auf wie ertappt, lacht und ruft: „Eat!“

In Syrien hatte er Arbeit, „very, very good“, er besaß einen Laden für Elektrotechnik. Ich bin nicht hier für mich, sagt er. Nur für meine Kinder. Nicht für mich. Die Familie. Er zeigt die Bilder auf dem Handy: zwei Mädchen, dreizehn und neun.

Wie am Vortag sitzen wir beisammen, reißen Stücke vom Fladenbrot, nehmen sie als Löffel, fassen damit in die Töpfe, wieder gibt es ein Pilzgericht, gestern habe ich Jihad dafür gelobt, also hat er nochmal dasselbe gekocht, „for you“, er lacht. Alle essen aus einer Pfanne – es gibt keinen unmittelbaren Akt der Verständigung. Wir teilen.

Das Gespräch schlendert vom Schweren zum Leichten und wieder zurück; wir gehen die Namen von Gemüse durch in allen Sprachen, und unvermittelt sind wir bei Fluchtgeschichten gelandet: „Unsere Kinder sind nicht sicher. Zu viele Bomben. Zu viele Flugzeuge.“ – „Assad ist ein schlimmer Mörder.“ – „Der islamische Staat, schrecklich. Der Islam ist eine schöne Religion. Aber nicht so!“

Flucht nach Griechenland im Schlauchboot: Mit der Fähre wäre die Strecke von der westtürkischen Hafenstadt Izmir auf die vorgelagerte griechische Insel Lesbos in zwanzig Minuten zu schaffen für ein besseres Trinkgeld – wem der legale Weg versperrt ist, der muss das Leben wagen und 1200 Dollar bezahlen. Das Boot dümpelte sechs Stunden durch die nächtliche See, heimlich an der Küstenwache vorbei, Mütter hielten ihren Kindern die Münder zu, die sich über dem schwarzen Wasser zum Angstschwimmern öffnen wollten, 50 Menschen auf ein kaum acht Meter langes Kissen aus Luft gezwängt.

Durch Ungarn, in Lastwagen gepackt wie Vieh, im Dunkel des Laderaums mahlten die Gedanken: Manchmal bringt die Schleusermafia die Menschen direkt zur Polizei – wird auch uns das widerfahren? Ungarn „is very bad. They beat us.“

Hier in diesem Zimmer wohnen lauter Syrer, aber der eine gehörte dort der türkischen Minderheit an, der nächste der kurdischen. Und nun hier beisammen, geht

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

das? Sie lächeln. „No problem! Wir sind wie Brüder. Wir haben bunt gelebt“ in Syrien.

So sitzen wir hier, der Deutsche Melih Göksu spricht Türkisch, die Deutsche Saskia Thureau Arabisch, Jihad wagt Brocken von Deutsch, ich radebreche Englisch – und bei aller Schwere: Es sind Momente in Zimmer 3, die vor Nähe leuchten.

Das Eingangstuch hebt sich – ein Mann namens Kalid schaut herein: Peter, komm zu uns in Zimmer eins, das Essen steht schon auf dem Tisch.

Kalid fragt: Ist es in Ordnung, wenn ich ein Gebet spreche, „bismillah“, im Namen Gottes? Natürlich, sage ich. Herr, segne dieses Essen, murmelt Kalid auf Arabisch, dem Tischältesten in Zimmer 1 fällt diese Aufgabe zu. Es gibt Bohnen, Tomaten, Sesampüree.

Kalid aus Syrien, 33, Französischlehrer: Er redet sanft, wie auf Zehenspitzen; aber obwohl er das Englische nur brüchig beherrscht, sind seine Erzählungen lebendig und farbenstark – ein Mann der Sprache, selbst wenn sie ihm fremd ist.

2004, als Student, wurde er mit einem kurdisch-arabischen Wörterbuch in der Tasche erwischt; sie warfen ihn ohne Gerichtsverhandlung in eine Zelle, für fünfzehn Tage, „only for having a dictionary“. Der Herrscher Assad gestattete den Kurden keine eigene Sprache, denn in einer eigenen Sprache gedeihen eigene Gedanken, aus eigenen Gedanken wachsen eigene Sehnsüchte, und eigene Sehnsüchte befeuern einen eigenen Willen. Sicher, das Ausland lobte Assad für seine angebliche „Toleranz“, und ja, es stimmte, hier lebten Kurden, Türken, Jesiden, Aleviten, Drusen, Christen, Schiiten, Sunniten beisammen – nur: Wer sich die Mühe machte, den Teppich zu lüften, fand darunter den Schmutz der Diktatur.

In vielen Moscheen hängt Assads Bild: Wer sich gen Mekka beugt zum Gebet, blickt dem Gewaltherrscher ins huldvolle Antlitz. Einmal sah Kalid, wie einer das Foto umhängte, an die hintere Wand – worauf die Gläubigen sich umwandten, Mekka den Hintern entgegenstreckten und zu Assad beteten, als sei er ihr Gott.

Nun, sie lebten ihr Leben: Unterm Radar der großen Unterdrückung gedeihen Alltagsfreiheiten, „I had a car, I had a home, I had anything“. Dennoch: Als die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Revolution ausbrach, war er voller Hoffnung. Er träumte von Demokratie. Im Studium hatte er europäische Werte ehren gelernt, „tolerance“, „principles“, „culture“, nebenbei hatte er damals als Fremdenführer gejobbt und oft mit deutschen Touristen gesprochen: über Freiheits- und Menschenrechte – die Worte glitzerten ihn an wie Edelsteine aus einer fernen Welt.

Die Hoffnung entpuppte sich als Abgrund. Hier der Diktator, der umstandslos Bomben werfen ließ auf Wohnviertel, wenn es seinem Machterhalt dient, da die mörderischen Fanatiker des Islamischen Staats: Unmenschlichkeit rieb gegen Unmenschlichkeit, und ein ganzes Land klemmte zwischen den Mühlsteinen.

Dass er fliehen musste, fort von hier, dämmerte ihm im Mai: Mitten in den Straßen Aleppos griffen Uniformierte ihn auf, fuhren ihn in eine Kaserne, drückten ihm einen Stift in die Hand – hier, unterschreib, du wirst Soldat. Er wusste, in Assads Einheiten müssen die syrischen Zwangsverpflichteten in den ersten Reihen kämpfen, dahinter stehen Söldner aus Russland und dem Irak, um jeden, der nicht gnadenlos genug gegen eigene Landsleute vorrückt, vorwärts zu stoßen, zu treten, zu erschießen.

Er kramte aus den Taschen, was er fand, erkaufte Aufschub, sie ließen ihn gehen, fürs erste. In ihm schrie es: weg, nur weg.

Dreimal brach Kalid gen Lesbos auf, zweimal ergriff ihn die Küstenwache, drei Tage saß er in Izmir im Gefängnis, 1200 Dollar Schleuserlohn gab er vergeblich aus und weitere 1200. Der dritte Versuch – die dritten 1200 – glückte. In Griechenland ging er zwei Tage zu Fuß, je dreizehn, vierzehn Stunden, in Serbien ließ ein Polizist ihm die Wahl: 50 Euro oder einen Monat Haft. In Ungarn saß er zehn Tage in einer Zelle, eng an eng mit anderen Versprengten, hin und wieder stellten ihnen die Wachen eine Schüssel Reis hin, sie aßen mit den Fingern.

Sie sollten ihre Fingerabdrücke geben, viele weigerten sich – sie fürchteten: Würden sie in Ungarn registriert, kämen sie nie wieder weiter. Uniformierte prügeln die Widerspenstigen zu den Stempelkissen, packten Daumen, pressten sie aufs Papier. Einer war freundlicher, er sagte: Ich kann dir auch den Daumen abschneiden – nachher gebe ich ihn dir wieder.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Kalid steht auf, er geht zu seinem Spind. Viel Habe hat er nicht darin, aber etwas sehr Wertvolles: Zwei abgenutzte Schulhefte, er hat sie durch alle Wirren gerettet von Izmir bis Waiblingen – sein Tagebuch. Er träumt davon, es zu veröffentlichen, damit die Welt erfährt, was geschah.

In Syrien schrieb Kalid mehrere Bücher, unter Pseudonym; den Klarnamen zu verwenden, wäre selbstmörderisch gewesen: Kurzgeschichten, die das Elend zu Kunst verdichteten, den Wahnsinn der Islamisten, die Willkür Assads. Die Bücher heißen „Die Partei des Esels“, „Der Geiz Gottes“, „Der Muslim und der Teufel“, „Der kleine Gott“.

Kalids Sohn ist drei, die Tochter ein Jahr alt, die Familie haust in einem heftig umkämpften Stadtviertel. Heute ist es ihm gelungen, mit seiner Frau zu telefonieren: Es herrsche Ausgangssperre, die Lebensmittelpreise seien durch die Decke geschossen, Medikamente für Kinder gebe es nicht mehr, aber nun gut – gelingt es Kalid, sie nach Deutschland zu holen, werden sie leben.

„I like Germany“: Hier gibt es Journalisten! In Syrien gab es nur Wortknechte, die schrieben, was Assad diktierte. „I respect Regeln“ – er kennt das deutsche Wort.

Okay, „it is not paradise“ hier in der Notunterkunft, wo die Lampen der Notbeleuchtung auch nachts nie erlöschen, 117 Männer in einer Turnhalle, zu acht in Bauzaungevierten von 32 Quadratmetern – „and I really hate the music“: Er deutet lachend in die Richtung, wo ein paar jüngere Flüchtlinge sich die Zeit vertreiben mit Feiern. Er hält das aus, er hat seine Tagebücher – wenn nur die Familie überlebt.

Was wird aus Syrien? „Today is better than tomorrow“, heute ist besser als morgen; eine freundlich verdrehte Formulierung für: Es wird mit jedem Tag schlimmer.

Ein Mann aus Zimmer 8 lässt über Saskia, die arabisch sprechende Islamwissenschaftlerin auf Waiblinger Heimaturlaub, fragen: Ob ich auf einen arabischen Kaffee zu ihm kommen möchte. Ein Gespräch entspinnt sich, Saskia übersetzt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Wir wissen nicht, wie wir uns bedanken sollen. Sie sind ein unglaublich tolles Volk.“

„Wir Deutschen lernen gerade etwas über uns selber. Wir lernen zu helfen.“

„Das einzige Problem: die Unterkunft.“

„Ich weiß. Wir stoßen an Grenzen.“

„Das verstehen wir.“

„Vielleicht wird es bald besser, die Verwaltung sucht neue Räume. Insch'allah.“

Er lacht. „Insch'allah“, so Gott will. „Wir sind zum Nichtstun verdammt. Viele sind hochqualifiziert. Ingenieure, Studenten.“

„Ich verstehe. Es ist nicht leicht.“

„Wir vermissen unsere Familien.“

„Wie kann das sein, dass Sie alle Ihr Essen teilen mit mir?“

„Unsere Religion schreibt uns vor, dass man sich bedankt, auch wenn man nicht viel hat. Dann bedankt man sich eben mit dem, was man hat.“ Er hält inne, setzt neu an: „Wir sind enttäuscht von den Golfstaaten, die eigentlich unsere Glaubensbrüder sind. Aber sie rühren keinen Finger. Jeder hat seine Türen verschlossen und behandelt uns wie Dreck. Damals im Irakkrieg war Syrien das einzige Land, das Flüchtlinge aufnahm in der Region, und jetzt bekommen wir nichts zurück. In Deutschland haben fremde Menschen auf dem Bahnhof uns Decken gereicht und Schlafsäcke.“

Ich: „Neulich war in Waiblingen ein Treffen. Menschen, die helfen wollen, kamen zusammen. Es waren 150, allein hier.“

Er atmet tief durch. „Wir sind überwältigt.“ Schweigen. „Das syrische Volk ist ein fleißiges Volk, das ungerne auf Hilfe angewiesen ist. Jetzt brauchen wir Hilfe. Es ist ein Gefühl der Hilflosigkeit.“

Ein neuer Tag, ein neues Essen bei Jehad. Er lacht und sagt: „We sit heart on heart“, wir sitzen Herz an Herz, er reicht Tee, fragt auf deutsch „mit Zucker?“ und

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

deutet auf das Besteck. Löffel, sage ich. „Löff?“ Löffel! „Löffel“, sagt Jehad und nochmal, als schmecke er das Wort auf seine Würze ab.

Eben haben wir gelacht, plötzlich wird einer aus der Runde still und steckt die andere an – er starrt auf sein Handy, reicht das Gerät herum: schaut! Ein Vater ist zu sehen, er schwimmt durchs Meer, offenbar aus einem Flüchtlingsboot gefallen – vor dem Gesicht ein Bündel, der Mann kämpft, es über Wasser zu halten: ein Säugling.

Wie ein Funke zündet das Foto Fluchterinnerungen an, Traumata glühen auf, die Männer beginnen zu erzählen: Einer zeigt, wie dicht sie saßen, 55 in einem Schlauchboot – er legt Zeigefinger an Zeigefinger. Schwimmwesten? Nein, die Schleuser lehnten derlei aus Platzgründen ab, sie wollten so viele Menschen wie möglich auf das Boot pressen: mehr Menschen, mehr Geld. „Die meisten konnten nicht schwimmen.“ Ein paar versuchten sich zu beschweren, „aber du hast keine Stellung, keine Position. Du musst tun, was sie sagen.“ Andere kauften sich ein eigenes Boot, zehn junge Männer legten zusammen, per Handy-GPS navigierten sie durchs Mittelmeer.

In den ungarischen Wäldern, sagen sie, liegen Leichen. Sicher, sie achteten aufeinander, halfen Gestrauchelten hoch, Männer schenkten ihre Jacken fremden Kindern. Aber manche sind einfach verschwunden im Dunkel. Eltern mussten ihren Sohn, ihre Tochter im Wald begraben. Hikmat aus Jehads Zimmer wurde auf einer ungarischen Wache bewusstlos geschlagen, er weiß bis heute nicht, warum – ein Hieb auf den Kopf, einfach so, und ihm wurde schwarz. „Hungary very big problem“: Sie reichen einen weiteren Handy-Clip herum – ein Bahnhof, Tränengas, Menschen taumeln halb blind durch die Schwaden.

„There’s many, many stories here“, sagt Jehad, viele haben schlimme Geschichten erlebt. „But all stories is better than to stay in Syria – because: Here is stay without the planes and the bombs.“ Und die Deutschen haben ihre Türen geöffnet. Jehad schweigt, er ringt um Worte, Saskia muss übersetzen, was er sagen will: „Wenn ich könnte, möchte ich Soldat werden hier – um Deutschland zu beschützen. Wenn Deutschland am Tag des Jüngsten Gerichts Hilfe braucht, bin ich der erste, der vor Gott für euch kämpft.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mein letzter Tag in Zimmer 3 bei Jehad und seinem Freund Hasan, der sein Baby noch nie gesehen hat; es wurde geboren, nachdem er geflohen war. Vorhin hat Hasan mit seiner Frau telefoniert, wie immer fragte sie: Wann können wir nachkommen? Er müsse jedes Mal lügen, seufzt Hasan, denn die ehrliche, niederschmetternde Antwort wäre: Ich habe nicht die allerleiseste Ahnung.

Die Menschen in Deutschland, sagt Jehad, sind wirklich gut – er meine das, er sage das nicht, weil ich aus Deutschland bin, er sage das nicht mit seiner eigenen Stimme, er rede mit der Stimme aller im Zimmer. „This speech is real.“

Jehad, noch eine wichtige Frage: Hast du zu Hause auch immer gekocht?

Nein, seine Frau könne das so viel besser.

Aber weshalb schmeckt es dann in Zimmer 3 immer so gut, trotz der Einfachheit, der Sparsamkeit im Einkauf, meist nur Gemüse, vielleicht dazu ein Omelett und allenfalls mal fünf Hühnerschlegel, die acht, zehn Leute sich teilen, indem sie mit Fladenbrotstücken das Fleisch von den Knochen pflücken – Jehad, wie kriegst du das nur so köstlich hin?

„The strange teach you cook.“ In der Fremde zu leben, lehrt dich kochen.

Ich gehe, einer ruft: „Bisna-Chea!“ Bisna-Chea? Er wieder, drängender: „Bisna-Chea!“ Er zeigt sein Handy, er hat eine Übersetzungsseite geladen – arabische Schriftzeichen, darunter die deutsche Version: „Bis nachher!“

Bei aller Herzlichkeit, die mir entgegenströmt – es vergeht keine Stunde, in der ich nicht erinnert werde an das, was die Menschen aufwühlt. Im Treppenhaus bildet sich eine Traube, ein paar junge Männer haben gehört, dass ich von der Zeitung bin. „We need our interviews“, sagen sie, ihre Anhörungen, „people are very upset“, aufgebracht, „I’m gonna be mad, if death happens to my children“, er werde verrückt, wenn seine Kinder sterben, „I kill myself!“ Es müsse doch eine Ordnung geben für die Interviews, warum kommen manche so spät dran und andere so schnell?

Ich versuche zu erklären: Es gibt keine Logik, das Bundesamt für Migration ist schlicht überfordert, „to much work“.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Just our interview“, drängen sie, bitte schreib in der Zeitung, wir müssen wissen, wie es weitergeht. Arme recken sich mir entgegen, die Männer zeigen Handybilder von ihren Kindern, schreib es, sagen sie, bitte, das wird helfen, denn „the pen is mightier than the sword!“

Ich weiß nichts zu erwidern. Der Schreibstift ist mächtiger als das Schwert? Ich wünschte, er hätte recht.

Der blutjunge Kerl mit den buschigen Brauen, dem sauber gezogenen Scheitel, dem neugierigen Lächeln war mir schon am ersten Tag aufgefallen: Immer streunte er durch die Halle, wo immer zwei oder drei beisammenstanden, gesellte er sich dazu, lachte, nickte, grüßte, fragte „how are you“, und wann immer ich mich mit ihm zu verständigen suchte auf Englisch, endete es in bedauerndem Schulterzucken.

An diesem Freitag sitzt er oben im Büro. „Furchtbar langweilig“ sei ihm, erklärt die Sozialbetreuerin Dominique Schmid, also hat sie ihm eine Aufgabe gegeben, er sortiert jetzt Unterlagen. Endlich kann ich meine Fragen stellen: Saskia, die Islamwissenschaftlerin aus Waiblingen, übersetzt.

Diyar ist 16 und gemeinsam mit seinem Bruder geflohen. Die Eltern? Gestrandet in der Türkei. „Ich mag Frau Schmid sehr. Sie hilft mir. Ich helfe ihr.“

Er trägt ein abgegriffenes Schulheft bei sich, er hält es eng an den Körper gedrückt. Was ist das? Diyar lacht und schüttelt den Kopf. Ach komm, sagt Dominique Schmid, du kannst es ruhig zeigen! Er öffnet das Heft: „Eins, zwei, drei“ steht da, bis „zehn“, und daneben die arabischen Worte. Ziffernblätter und Zeiger hat Diyar gemalt und darunter die Uhrzeiten auf deutsch notiert. Einer der ersten Sätze, die er in sein Wörterbuch schrieb: „Willst du mit mir sitzen?“ Diyar träumt davon, in Deutschland zur Schule zu gehen. Sein Lieblingsfach? „Alles! Alles ist gut!“ Er will „Journalist werden. Um zu erzählen, wie es war.“

Diyar kommt aus Kobane. Seit einem Jahr rennt der Islamische Staat immer wieder gegen die strategisch wichtige Kurdenstadt im Norden Syriens an, es gab Großangriffe und Häuserkämpfe, Granatfeuer und wohl auch Giftgas-Attacken,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Bomben fielen, Straßenzeilen barsten, Diyars Heimat ist eine Trümmerstätte, ein Leichenhaus.

Er spielt an Dominique Schmidts Rechner ein Youtube-Video ab, „Mawtini“ heißt das Lied, Heimat. „Meine Heimat, meine Heimat, Glanz und Schönheit, Erhabenheit und Geziertheit sind in deinen Hügeln, Leben und Freiheit, Freude und Hoffnung in deiner Luft – werde ich dich wiedersehen?“

Freitag ist ein guter Tag: Endlich sind die restlichen 60 Spinde gekommen, einige Männer haben ihre Interview-Termine erhalten, und Herr Kasim, der in Aleppo entführt worden war und zu Hause die Zimmerwände in bunten Farben gestrichen hatte, um den Kindern die Angst zu nehmen, Herr Kasim, der kaum schlafen kann, weil die Sorge ihm keine Ruhe gönnt, er hofft auf Tapetenwechsel: Übers Wochenende besucht er einen Landsmann, der schon anerkannt ist und besser wohnt, es gibt dort kein nachts brennendes Notlicht, kein Schnarchen im Massenlager, vielleicht werden dort die Gedächtnisbilder von der Bombe, die auf die Schule der Tochter fiel, für ein paar Stunden verblassen, vielleicht wird dort das nächtliche Angstwimmern der Kinder, das Herr Kasim immerzu in seinem Kopf hört, für eine Weile verstummen.

Bevor er abreist, hat er gekocht. Er kommt aus dem Küchencontainer mit seinem Topf, sieht mich, sagt etwas auf arabisch, ich begreife: Ich soll zu ihm sitzen auf die Bierbank beim Eingang, er will sein Essen mit mir teilen, Pilze, Brokkoli, Reis, alles durchwirkt mit Lammhackfleisch.

Die Video-Reporterin vom Zeitungsverlag kommt dazu, er reicht auch ihr einen Löffel. Sie lächelt beklommen – wie soll sie ihm, der kaum Englisch kann, bloß klar machen, dass sie Vegetarierin ist? Sie zückt ihr Handy, findet ein Übersetzungsseite, gibt auf deutsch ihr Problem ein und reicht Herrn Kasim die arabische Version.

Er liest, nickt, versteht. Fischt ein Brokkoliröschen aus dem Topf und einen Pilz. Schabt mit dem Löffel das Hackfleisch ab und reicht ihr das Gemüse. „Eat.“ Und lachend, fast flehentlich: „Please!“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Einer aber ist tief verdrossen: Im Büro sitzt ein Neuankömmling, Yusuf. Hier soll er unterschreiben, auf der Belegungsliste, aber er mag nicht. In Ellwangen sagten sie, er werde nach Waiblingen verlegt, dort sei es schön. Und nun: eine Turnhalle, 117 Männer. Keine Türen, bloß Tücher.

Es geht nicht anders, erklärt Dominique Schmid. Auch sie sei „unhappy“ mit der Unterbringungssituation.

Der Kugelschreiber liegt auf dem Tisch, Yusuf brütet und legt die Hände in den Schoß. Er wolle lernen, er sei Student, wie soll er sich hier konzentrieren.

„We know“, sagt Schmid. „But we cannot change it.“

Yusuf blickt zu Boden, Trotz und Müdigkeit streiten in seinem Gesicht. Diyar mischt sich ein, redet, wirbt, drängt auf Arabisch. Melih Göksu von der Kfz-Stelle sagt: „Sorry“, aber es ist, wie es ist.

Yusuf atmet tief durch. Nimmt den Stift. Unterschreibt. Diyar klatscht Applaus, „Welcome in Waiblingen!“, ruft Göksu, und Schmid lacht: „Gratulation zum Kauf der neuen Waschmaschine!“

Nachher sei „Asylcafe“, deutsche Flüchtlingshelfer werden kommen, vielleicht gebe es „gifts“, Geschenke, Kuchen oder so. Und Yusuf, mittlerweile im Galgenhumor-Modus: „Oh, gifts? A car? But is the room big enough for my new car?“

Eine halbe Stunde später hat sich die Welt verändert: Dank Schmid's Belegungskunst hat der Neue das letzte freie Bett in Zimmer 3 ergattert, und Jehad hat binnen Minuten die Trutzmauern von Yusufs Groll mit umarmender Herzlichkeit überwunden. Ach, sagt Yusuf, er wisse doch, die Behörden stoßen an Grenzen – aber die Menschen hier helfen! Ein Land sei wie ein Haus, und die Deutschen haben ihre Haustür geöffnet: „This means a lot for us.“ Hat jemand einen Filzstift und ein Blatt Papier? Er will noch ein Plakat malen fürs Asylcafe. Er schreibt: „Thanks German people“.

Das freitagnachmittägliche Asylcafe-Treffen kam in Schwung, Hasan aus Jehads Zimmer war noch schnell zur nächsten Gärtnerei geeilt und hatte Blumen gekauft, um

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sie an die deutschen Gäste zu verteilen, auf einer Bierbank, inmitten einer Mensentraube aus Ländern von Deutschland über Syrien und Eritrea bis Afghanistan, saßen drei junge Flüchtlinge und spielten die Lieder ihrer Heimat, mit Gitarre und Trommeln, und während sie sangen, begannen die ersten zu tanzen, Diyar klatschte und wiegte sich im Takt, auch bei ein paar Deutschen löste sich die Hüftsteife.

Ich stand am Rand, ich wollte bleiben, und ich wollte gehen, wollte mich in den Festtrubel hineinfallen lassen und wollte allein sein, zu durcheinander war ich von den Eindrücken der Woche, zu viel Widerstreitendes fuhrwerkte mir durch den Kopf, es war mir alles zu viel und alles nicht genug, ich war glücklich, und ich war wütend.

Ich war glücklich über all die Begegnungen und wütend auf die Achtlosigkeit, mit der manche Leute immer nur von „Flut“ und „Schwemme“ reden, als handle es sich nicht um Menschen, sondern um eine Naturkatastrophe. Ich war glücklich, dass es so viel Hilfsbereitschaft gibt in Waiblingen, ich war wütend über all die Brandanschläge landauf, landab. Ich war glücklich über die Erinnerung an die Mahlzeiten in Zimmer 3, ich war wütend auf den Hass und seine idiotischen Vollstrecker.

Ich scheute davor zurück, über all das zu schreiben, denn wie sollte ich ihnen gerecht werden und ihren Schicksalen, und alles in mir drängte zum Schreiben, ich wollte ihre Geschichten erzählen, damit die Menschen verstehen. Hatte ich mit Herrn Kasim intensiv genug gesprochen, um seine Leiden wirklich begreifbar zu machen? Hatte ich ihn zu sehr gelöchert und mit meinen allzu vielen Fragen den dünnen Schorf über seinen Wunden aufgerissen? Ich fürchtete, meine journalistische Distanz zu verlieren, es war mir unmöglich geworden, diese Menschen nicht zu mögen, drohte ich parteiisch zu werden? Und ich fand mein berufliches Abstandsgebot lächerlich – ich wollte auf ihrer Seite sein.

Ich merkte, ich wurde pathetisch, sentimental; und dachte: na und. Jehad, Herr Kasim, Diyar, ich wünsche euch, was ihr euch wünscht, aber vor allem wünsche ich euch das Selbstverständlichste, ich wünsche euch etwas, das mir gehört, seit ich denken kann, ich wünsche euch das Alltäglichste, etwas, das mich begleitet hat durch die Jahrzehnte, nie habe ich einen Gedanken daran verschwendet, dass irgendwer es

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

mir wegnehmen könnte, ich wünsche euch, dass ihr bekommt, wovon ich umgeben bin in meinem Land seit der Geburt – denn ich weiß, für euch ist es ein kostbares, fernes Gut: Ich wünsche euch Frieden. Salaam.

Über ihre Verhältnisse

Als sie von den Plänen für die Sanierung hört, ahnt sie, was ihr blüht. Da ist sie schon arbeitslos. Um die steigende Miete zahlen zu können, versetzt sie einen Ring. Ein Silberbesteck. Ein Armband. Mit Schwarzarbeit könnte es funktionieren. Doch so kalkuliert das Jobcenter nicht. Ihr bleibt keine Wahl: Sie muss raus

Von Maris Hubschmid, Der Tagesspiegel, 04.12.2014

Mit der Kündigung in der Manteltasche fährt Karen Bürger* ins KaDeWe. 100 Gramm Krabbensalat und eine Scheibe von der Gänseleberpastete. Fingerdick. Zu Hause schneidet sie Brot, zündet eine Kerze an, deckt den Tisch. Ein Teller, Messer, Serviette. Jetzt nur nicht verwahrlosen. Als sie sitzt, ist auch die Angst da. Kriecht mit jedem Bissen in ihr hoch. Wie soll es weitergehen? Da weint sie, endlich, erst leise, dann laut, bis sie nichts mehr schmeckt, keinen Appetit mehr hat.

„Damals habe ich genau diesen Moment gefürchtet“, erzählt sie. Hinter ihr tragen zwei muskelbepackte Männer den schweren Esstisch aus der Wohnung. Das wäre dann das letzte große Teil, der Bauernschrank ist schon unten, das Klavier ist längst verkauft.

Karen Bürger zieht um. Weil sie sich ihr Zuhause nicht mehr leisten kann. Erst wurde sie arbeitslos. Dann lebte sie von Erspartem. Dann bekam sie Hartz IV. Doch diese Wohnung hier ist größer, als ihr zusteht, kostet mehr Geld, als das Amt ihr zahlt. Karen Bürger lebte über ihre Verhältnisse. Eine Weile ging das gut. Dann ging es noch. „Jetzt geht es nicht mehr“, sagt sie.

Karen Bürger, klein, kräftige Wangenknochen, kurzes dunkles Haar, zog 1996 mit ihrem Mann in das Haus ein, das sie jetzt verlassen muss. Damals war die Fassade grau und unverputzt, „wie in der DDR“, sagt sie, doch dies war Westdeutschland:

Kreuzberg an der Grenze zu Schöneberg, eine ruhige Straße abseits des Trubels. Von Anfang an hatten sie sich heimisch gefühlt. Karen Bürger und ihr Mann kloppten die Kacheln eigenhändig aus dem Badezimmer, in dem es noch Ofenheizung gab, machten alles neu. Dass dies eine Mietwohnung war, störte sie nicht. Sie wollten lange bleiben.

Kinder bekamen sie keine. Sie konnte nicht. Darum reichten die 82 Quadratmeter gut. „Wir hatten uns damit abgefunden, dass wir zu zweit bleiben würden, mein Mann und ich“, sagt sie. Ihren Mann, so nennt sie ihn, doch verheiratet waren sie nie. Als sie sechs Jahre hier wohnten, ging er. Hatte eine Jugendliebe wiedergetroffen. Einige Monate danach erfuhr sie, dass er doch noch Vater werden würde. Seither lebt Karen Bürger allein.

In Deutschland beziehen 4,3 Millionen Menschen Hartz IV, offiziell Arbeitslosengeld II genannt. In Berlin sind es 305 000, mehr als 16 Prozent der Bevölkerung. 70 000 von ihnen, heißt es beim Berliner Mieterverein, leben in einer Wohnung, die außerhalb des vom Gesetz als angemessen definierten Kostenrahmens liegt. Seit 2011 mussten deshalb mehr als 2000 Haushalte umziehen. In den meisten Fällen ordnete das Jobcenter den Umzug an, nachdem die Miete gestiegen war.

In den vergangenen zehn Jahren hat sich das Haus, in dem Karen Bürger zurückblieb, sehr verändert. Erst wurde es leuchtend gelb gestrichen, dann baute man das Dach aus, man riss Wände ein, legte Sisal ins Treppenhaus. Über die neuen großen Briefkästen freute Karen Bürger sich noch, auch wenn das „Brigitte“-Abo da schon gekündigt war. Als sie von den Plänen für die energetische Sanierung hörte, ahnte sie, was ihr blühte. Da war sie schon arbeitslos. Man kann sagen, ihr Leben entwickelte sich konträr zu dem des Hauses: Je glanzvoller das Gebäude wurde, desto glanzloser wurde das Dasein hinter der Tür im zweiten Stock links.

Karen Bürger hat Bürokauffrau gelernt. Ihre letzte Anstellung hatte sie in der Verwaltung eines größeren Berliner Unternehmens. Ihr finanzieller Niedergang begann, als eine neue Geschäftsführung entschied, ihren Arbeitsbereich „auszulagern“: Bürger wurde gekündigt, betriebsbedingt. 2011, da war sie 51. „Ich hatte gedacht, dass sie mich anderswo einsetzen würden“, sagt sie. Aber der neue Chef bat sie nur noch,

alles abzuwickeln – für einen „sauberen Abgang“. An den Wortlaut erinnert sie sich genau.

In einem dunkelgrünen Leitz-Ordner hat sie die Kopien aller Bewerbungen abgeheftet, die sie seit jenem Tag geschrieben hat. 408 Anschreiben – Belege für ihre Bemühungen, vergebliche. Als sie anfängt, ihre Wohnung aufzulösen, schmeißt sie den Ordner in den Müll.

Statistisch gesehen sinkt die Wahrscheinlichkeit, einen Job zu finden, mit der Vollendung des 50. Lebensjahres deutlich. Deshalb gesteht der Gesetzgeber Menschen, die über 50 sind, länger Arbeitslosengeld I zu. Doch nach 15 Monaten stellt die Arbeitsagentur auch bei Karen Bürger die Zahlungen ein. Nun muss sie ihr „Vermögen verwerten“.

„Geerbt habe ich nicht“, sagt Karen Bürger. Holt ein Foto ihrer schönen, jungen Mutter hervor. Die starb, als sie elf war. Ihr Vater, 84, lebt mit seiner langjährigen Partnerin in Tschechien. „Hat selber nichts.“ Gespart hat sie auch nicht, seit ihr Mann weg ist. „Von da an zahlte ich die Miete, die wir teilen wollten, ja für zwei.“

Karen Bürger macht Kassensturz. Sie kündigt die Hausratversicherung, meldet den alten roten Fiat ab, der auf dem Gebrauchtwagenmarkt noch 450 Euro bringt. Der Bausparvertrag trägt sie über fünf Monate, das Sparbuch über drei. Zuletzt löst sie auch ihre Lebensversicherung auf. Noch immer hofft sie auf einen Job.

Am Ende billigt das Amt ihr Gesamtwohnkosten in Höhe von 407 Euro im Monat für Miete und Heizung zu. Die tatsächliche Miete beträgt 540 Euro. Sechs Monate, sagt der Mann vom Jobcenter, übernehme das Amt auch die Differenz. Damit sie in Ruhe eine neue Wohnung suchen kann. Ihre Freundin sagt: „Ich helfe dir.“ Sie sagt: „Ich finde eine andere Lösung.“ Ein halbes Jahr Aufschub. Ein halbes Jahr hoffen. Ein halbes Jahr – ist schnell vorbei.

Der Mietzuschuss wird ihr am Valentinstag gestrichen. In Ausnahmefällen dürfen Leistungsempfänger in ihrer zu teuren Wohnung bleiben, wenn das Amt einsieht, dass die geringe Ersparnis die Umzugskosten nicht rechtfertigt. „Wir haben hier so viel reingesteckt“, sagt Karen Bürger. „Das ist mein Leben.“ Auf dem Tisch, an dem sie einst Krabben aß, liegen jetzt Broschüren mit Informationen für Bedürftige.

Einen Begriff hat sie rosa markiert: „Besondere Härte.“ Wo die gegeben ist, kann das Jobcenter einen Umzug als unzumutbar einstufen. Dass bei ihr keine besondere Härte vorliegt, weil sie weder schwanger, krank, alt noch behindert ist, das hat sie – rational – begriffen. Emotional, sagt sie, „spüre ich die besondere Härte jeden Tag“.

Der Mensch und sein Gehäuse: Sie zu trennen bedeutet Schmerz. Der Ort, an dem man sich zu Hause fühlt, ist mehr als ein Dach über dem Kopf. Er ist mit dem Wesen, das darin lebt, verbunden. Wer diesen Rückzugsort verliert, wird unsicher, verletztlich. Junge Menschen glauben noch, dass mit Veränderungen Verbesserungen einhergehen. Karen Bürger glaubt das nicht mehr.

Hartz IV bedeutet Abstieg. 391 Euro im Monat, abzüglich der 133, die sie jetzt für die Miete abzweigt, bleiben 258 für Essen, Strom und alles andere. Zum Friseur geht sie nicht mehr, sie schneidet selbst. Mineralwasser gibt es nur noch, wenn Besuch kommt. Den Stammtisch ihrer einstigen Sportgruppe sagt Karen Bürger immer häufiger ab. Es tue ihr weh, wie die anderen sie angucken, sagt sie. „Da fühle ich mich wie die arme Verwandte.“

Ab und an steckt eine Cousine in Bayern, wo Karen Bürger aufgewachsen ist, ihr einen Fünfiger in den Umschlag. Manchmal kauft sie sich davon etwas außer der Reihe, manchmal braucht sie das Geld für die Miete. Und manchmal reicht es nicht einmal dann. „Du musst etwas Strukturelles ändern“, sagt ihre Freundin. „Du verstehst mich nicht“, sagt Karen. Die Cousine dagegen macht ihr Mut. „Jemand wie du, der bleibt doch nicht arbeitslos“, sagt sie. Ob sie ihre Schulzeugnisse mitschicke, wenn sie sich bewerbe? Karen Bürger war einmal Klassenbeste.

Nun macht sie Bekanntschaft mit dem Pfandleiher. Sie versetzt einen Ring und ein Silberbesteck ihrer Großmutter. Das Goldarmband, das sie zur Konfirmation bekommen hat, holt sie nicht mehr ab.

Welchen Wert hat ein geliebtes Zuhause im Vergleich zu anderen Annehmlichkeiten des Lebens? Einem Kinobesuch, einem neuen Paar Schuhe? „Einen hohen, wenn man die Alternativen kennt“, sagt Karen Bürger. Es sei ja nicht so, dass sie sich nicht für den Wohnungsmarkt interessiere. „Überall, wo es ein bisschen nett ist, kostet die Hälfte mehr als hier.“

Im selben Kiez eine neue Bleibe zu finden, das sei heutzutage das große Problem, heißt es beim Mieterverein Berlin. Laut Sozialgesetzbuch muss es einem Hartz-IV-Bezieher möglich sein, eine „einfache Wohnung im unteren Preissegment“ anzumieten. In Kreuzberg ist die Mehrheit der Straßen als einfache Wohngegend eingestuft. Doch die Entscheidung, was an Mietkosten angemessen ist, wird anhand der Bestandsmieten festgelegt, nicht nach den Preisen bei Neuabschlüssen.

Dinge, die Karen Bürger früher selbstverständlich waren, betrachtet sie jetzt voller Zärtlichkeit. Das fein geschwungene Balkongeländer, die Lichtreflexe, die am Morgen in ihre Küche fallen. Dann wieder streift sie mit suchendem Blick durch die Räume und überlegt, was sie noch veräußern könnte. Zehn in Leinen gebundene Bücher. Das gute Geschirr ihrer Mutter. Nur die Suppenterrine behält sie.

Wenn es gar zu knapp wird, leiht sich Karen Bürger Geld bei ihrer Cousine. Wenn die Wurfsendungen kommen, kreist sie die Angebote der Discounter ein. Eines Tages bringt sie von dort außer Dosentomaten auch einen Papierschnipsel vom schwarzen Brett mit heim. Drei Tage dauert es, ehe sie die Nummer wählt. „Sie sind die Putzfrau?“, fragt der Mann, der ihr zwei Häuserblocks weiter die Tür öffnet. „Ich möchte mich als Ihre Haushälterin bewerben“, sagt sie.

Immer freitags wischt sie von da an seine Hochglanzküche, schrubbt seine Toilettenschüssel. Pult die Haare wechselnder Freundinnen aus dem Abflusssieb. Die Wohnung sei kühl, sagt sie, der Mann auch. Aber er zahle pünktlich. „Und er geht aus dem Haus, wenn ich komme.“ Darüber ist sie froh.

Mit Schwarzarbeit könnte es gehen, merkt Karen Bürger. Doch mit Schwarzarbeit darf das Jobcenter nicht kalkulieren. In der Regel wird die Aufstockung der Miete aus dem Unterhalt nur für begrenzte Zeit toleriert. Das Amt müsste sich sonst vorwerfen lassen, seine Fürsorgepflicht zu vernachlässigen: Es gab Fälle, da magerten Mieter sichtbar ab, um ihre Wohnung zu halten.

Bei Karen Bürger wird die Entscheidung der Behörde leichtgemacht. Zwei Monate lang gibt es ein Gerüst und Dreck, danach gelbe Hartschaumplatten und die Mieterhöhung. Laut Gesetz darf der Vermieter elf Prozent der Kosten für eine Modernisierung auf die Mieter umlegen. Karen Bürger soll 1,70 Euro mehr pro

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Quadratmeter zahlen, 137,70 Euro mehr im Monat. Am Tag, an dem sie die Ankündigung im Kasten hat, betrinkt sie sich zum ersten Mal seit langer Zeit. Und wirft vier Eier an die eigene Fassade.

Zehn Wochen später findet der Umzug statt. Es ist Anfang November, einer der ersten regnerisch-kalten Tage des Jahres. Die letzten schönen Tage hat Karen Bürger damit zugebracht, ihr Leben in Zeitungspapier zu wickeln. Die Terrine ihrer Mutter, die Rahmen mit Bildern aus besseren Zeiten. Behüten, was bleibt.

Das Ecksofa und den Schreibtisch hat sie weggeben müssen. Eine Kommode und acht Kartons hat sie bei ihrer Freundin untergestellt. „Vorübergehend.“ Da hat die Freundin stumm genickt.

Vorübergehend also zieht Karen Bürger jetzt nach Marzahn. Ein Plattenbau, 49 Quadratmeter für je 6,20 Euro kalt. Den Nachbarn gegenüber hat sie von Lichtenberg gesprochen. „Es sind nur wenige Kilometer Unterschied“, sagt sie.

Als alles leer geräumt ist, geht sie ein letztes Mal durch die Zimmer. Betrachtet die Abdrücke, die verraten, wo ihre Möbel gestanden haben. Die nackten Nägel in der Wand. Dann schließt sie ab.

Zurück bleibt die Fußmatte, die Karen Bürger bei einer Weihnachtstombola in der Firma gewonnen hat. Der letzten, an der sie teilnahm. Sie trägt die Aufschrift „Home, Sweet Home.“

Ihre nächste Wohnung, sagt Karen Bürger, als der Umzugswagen anrollt, wolle sie wieder hier im Kiez nehmen. „Aber dann mit Südbalkon.“

* Name geändert

Wo ist Karl?

Kann ein Mensch spurlos verschwinden? Im Tiroler Kaunertal rätselt man seit Monaten über den Verbleib eines deutschen Urlaubers. Die Bergwacht, die Alpinpolizei und die Angehörigen haben nicht den geringsten Hinweis

Von Celina de Cuveland, GO-Magazin, 25.09.2015

Drei Tage vor Heiligabend 2014 verschwindet Karl-Heinz Hunold. Noch liegt in dem Tiroler Ferienort Feichten kein Schnee, doch eine erste Eisschicht bedeckt den Boden. Auf den steilen Berghängen des engen Tals ragen düstere Fichten in die Höhe. Forstwege fressen sich in undurchdringliches Unterholz. Der Berg gibt und der Berg nimmt, sagen die Tiroler.

In den Tiroler Alpen sind in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder Personen verschollen. Bei nahezu allen gab es Anhaltspunkte, warum und wo sie verschwunden sind. Der Fall von Karl-Heinz Hunold gibt allerdings Rätsel auf.

Die Letzte, die den Gast aus Thüringen gesehen hat, ist die Hotelwirtin Jana Hafele. Karl, wie ihn seine Freunde nennen, ist 56 Jahre alt, ein drahtiger Mann mit kurzem, grauem Haar. An der Rezeption des Kaunertalerhofes fragte er am 21. Dezember nach einer Wanderkarte. Es ist ein sonniger Sonntagmorgen. „Karten gibt es nur an der Touristen-Information im Ort“, sagt Jana Hafele. „Aber die hat heute geschlossen. Sie müssen sich bis Morgen gedulden.“ Karl bedankt sich und geht.

Feichten ist ein Teilort der 600-Einwohner-Gemeinde Kaunertal. Die Häuser sind weiß verputzt, darüber Dachstühle aus dunklem Holz, an jeder Tür ein Schild mit der Aufschrift: Ferienwohnung. Die Pensionen schmiegen sich an die Hauptstraße. Weg von den steilen Berghängen, von denen im Winter die Lawinen ins Tal donnern.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der Kaunertalerhof steht in der Dorfmitte. Kuhweiden, eine kleine Kirche und ein Spielplatz rahmen das Hotel ein.

Als Karl-Heinz Hunold am Abend nicht zum Essen auftaucht, wundern sich die Wirtsleute nicht. Vielleicht hat er in einem Gasthof zu Abend gegessen oder übernachtet auf einer Berghütte, weil er vor Einbruch der Dunkelheit den Abstieg nicht mehr geschafft hat. Am Tag danach ist sein Bett unbenutzt. Die Wirtin informiert die Polizei.

Andreas Falkeis nimmt den Anruf entgegen. Der Alpinpolizist bleibt ruhig. Er ist schlaksig, seine Haut ist von der Sonne gebräunt und seine Haare glänzen in hellem Blond. Vermisstenmeldungen sind für ihn Routine, er erhält hunderte in einer Saison. Im Winter werden die Anzeigen nahezu stündlich gemeldet.

Handelt es sich dieses Mal um einen Ernstfall? Es gab ja schon alles Mögliche. Als vermisst gemeldete Frauen saßen fröhlich in Innsbruck im Theater. Vermisste Männer, die sich auf einer Wanderung in der Zeit verschätzt haben, tauchten einen Tag später wohlbehalten wieder auf.

Falkeis entscheidet, einen Kollegen in den Kaunertalerhof zu schicken. Vielleicht hat Karl-Heinz Hunold das Gebäude gar nicht verlassen. „Es kam schon vor, dass sich ein Hotelgast auf der Suche nach der Sauna in den Keller verirrt hatte und dort einen Herzinfarkt bekommen hat“, sagt Falkeis. Wenig später ist klar: Der Vermisste ist nicht mehr im Hotel.

Die Spurensuche beginnt.

Zimmer Nummer 310. Andreas Falkeis schaut sich um. Ist irgendetwas auffällig? Das Handy. Karl-Heinz Hunold hat sein Handy im Hotelzimmer zurückgelassen. „Ein echtes Problem“, sagt Falkeis. „Hätte er es mitgenommen, hätten wir den letzten Funkmast orten können, in den es eingeloggt war.“ Der Polizist notiert die letzten zwei Telefonnummern, die der Vermisste gewählt hatte. Eine davon gehört Martina Hartung.

In Thüringen klingelt ihr Telefon. Als Martina Hartung den Hörer abnimmt, erklärt ein österreichischer Polizist, dass ihr bester Freund vermisst wird. Damals denkt sie: Ach, den finden die noch. „Mein Mann Matthias und ich waren uns sicher,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

dass er einfach bei jemand anderem übernachtet hat“, sagt sie mit breitem, thüringischem Akzent. Martina ist 47 Jahre alt. 18 Jahre hält ihre Freundschaft mit Karl nun schon. Sie wohnt nur wenige hundert Meter von seiner Neubauwohnung in Leinefelde entfernt. Einen Tag vor seinem Verschwinden telefonierten sie zum letzten Mal. Ein Kurzgespräch. Martina saß in einem chinesischen Restaurant. Hatte keine Zeit, das Essen wartete. Auch Karl hatte es eilig. Wollte nur kurz Bescheid sagen, dass er die österreichische Grenze erreicht hat.

Martina trägt kurze, blonde Haare und eine markante, schwarz-weiße Brille. Die rundliche Frau sitzt in ihrem Wohnzimmer und blättert in alten Fotoalben. Dubai, Mexiko, Kuba, Bangkok. Wenn Karl sich etwas gegönnt hat, dann Urlaub. Die Fotos zeigen Matthias, Martina, Karl. Letzterer steht meistens am Rand der Fotos oder hält sich im Hintergrund. Er ist kein Typ, der gerne im Rampenlicht steht. Zumindest nicht, wenn er nüchtern ist. „Auf Feiern war Karl der Letzte, der nach Hause ging“, sagt sie. „Er war alleinstehend, deswegen ist er mit uns in den Urlaub geflogen. Nur zu seinen Wander- oder Skitouren waren wir nie mit.“

Das weiße Ecksofa und die große Holzschrankwand erinnern an die Möbel in Karls Wohnzimmer. Kein Wunder. Martina hat ihm geholfen, seine Zwei-Zimmer-Wohnung einzurichten. Bevor er ins Kaunertal fuhr, hatte er wenig Zeit. Erst einen Tag vorher war er aus einem zweiwöchigen Urlaub in der Dominikanischen Republik zurückgekommen. Gefeierte hatte er dort, die Nächte durch getrunken und es vielleicht ein bisschen übertrieben. „Er hat dort Österreicher kennengelernt“, sagt Martina. Er hatte ihr Fotos von den Abenden gezeigt. Haben diese Leute etwas mit seinem Verschwinden zu tun? Hat er etwas mitbekommen, das er nicht wissen durfte? Nachvollziehen lässt sich das nicht. Die Kamera, auf der die Fotos gespeichert waren, hatte Karl bei sich, als er verschwand.

Was ist mit ihm passiert? Diese Frage quält Martina. Sie schaut zu ihrem Mann Matthias. Der hat eine Idee: „Vielleicht hat er sich was angetan.“ Selbstmord – das Wort will er nicht aussprechen. Seine Frau hält sofort dagegen: „Das denkst du. Ich nicht. Nie, nie, nie im Leben! Nicht Karl. Er müsste durchgedreht sein.“ Sie hätte doch gemerkt, wenn er Depressionen gehabt hätte. Oder gesundheitliche Probleme. Oder überhaupt Probleme. „Karl war ein ganz normaler Typ.“ Jedes Wort hat sie auf die

Waagschale gelegt, das er zu ihr sagte, bevor er ins Kaunertal fuhr. „Karl war schlecht drauf, als er aus der Karibik kam“, erinnert sie sich. „Erschöpft vom Feiern.“

Wer sich in den Bergen umbringen will, hat viele Möglichkeiten: Klippen, schmale Wege, steile Abhänge, Eis und Schnee auf den Gletschern und Berggipfeln. Aber ein Selbstmord ohne Leiche? „In dem Fall von Karl-Heinz Hunold glaube ich nicht an Selbstmord“, sagt Andreas Falkeis. „Entweder hätte er einen Brief hinterlassen oder etwas mitgenommen. Der war zu ordentlich, zu strukturiert.“

Karl wuchs in geregelten Verhältnissen im thüringischen Breitenbach auf. Ein Dorf zwischen Leinefelde und Worbis, 16 Kilometer östlich von Heiligenstadt. Kornfelder, sanfte Hügel und kleine Gruppen von Laubbäumen zieren die Landschaft an den südwestlichen Rändern des Harzes. Als Karl neun Jahre alt war, starb sein Vater. Die Mutter zog ihn und seine Brüder Herbert und Hermann alleine groß. Karl schloss eine Malerlehre ab, heiratete, bekam seinen Sohn Michael und ließ sich nach zehn Jahren scheiden. Inzwischen arbeitet er als Hausmeister in einer Prüfstelle für Krankenkassenrezepte. In seiner Freizeit spielt er Fußball und Tennis, fährt Fahrrad, wandert oder schwimmt. So lange es das Wetter zulässt, fährt er mit dem Rad zur Arbeit. Sonst bemüht er seinen Golf. In seinen Österreichurlaub fährt er mit dem Zug bis nach Landeck, danach weiter mit dem Bus.

Im Kaunertal gibt es nur eine Buslinie. Wie ein Nadelöhr liegt es zwischen zwei Bergketten. Im Süden begrenzt durch den Gepatsch-Stausee, im Norden trennt eine Engstelle zwischen den Felswänden den schmalen Teil des Tals vom nächstgrößeren Ort Prutz. Wer wie Karl-Heinz Hunold ohne Auto in das Tal hinein will, kommt am Busfahrer nicht vorbei. Andreas Falkeis hat Glück – der Fahrer erinnert sich an den Vermissten. Wegen des vielen Gepäcks. Drei Koffer und zwei kleine Reisetaschen. Nimmt jemand, der sich umbringen will, fünfzehn T-Shirts und acht Paar Schuhe mit in den Urlaub? Macht sich ein Selbstmörder die Mühe, seine Koffer auszupacken und die Hotelschränke einzuräumen?

Karls älterer Bruder Herbert Hunold und dessen Frau Dagmar waren erschüttert, als sie die Nachricht von Karls' Verschwinden erhielten. Jeden Tag überlegen sie seitdem, was ihm zugestoßen sein könnte. Vielleicht wäre es leichter zu ertragen, wenn sie wüssten, dass Karl tot ist. Und was mit ihm im Dezember im Kaunertal

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

geschah. Dann könnten sie zumindest ihre Ungewissheit begraben. In Herberts starrem Blick liegt Verzweiflung. Er vermutet, dass sein Bruder bei seinem letzten Ausflug nicht alleine unterwegs war. An die falschen Leute könne man schnell geraten. Hatte er etwas bei sich, für das es sich lohnt, einen Menschen zu töten?

Andreas Falkeis geht der Vermutung nach. Durch Ausschlussprinzip versucht er nachzuvollziehen, was Karl bei sich trug, als er verschwand. Falkeis schickt Fotos an die Familie und die Freunde des Vermissten. Sie zeigen die Sachen aus dem Hotelzimmer. Was fehlt? Ein Paar braune Halbschuhe, eine graue Hose, ein roter Rucksack, eine Kamera und eine schwarze Softshell-Jacke. Portmonee, Geld, Ipad und Handy liegen noch im Zimmer. „Wir gehen nicht von einem Gewaltverbrechen aus“, sagt Andreas Falkeis. Und was ist mit einem anderen Tatmotiv? „Weil er am ersten Tag seines Aufenthaltes verschwand, wird Karl-Heinz Hunold vermutlich keinen Streit mit jemandem gehabt oder sich Feinde gemacht haben.“

Der dritte Januar wäre der Tag gewesen, an dem Karl aus dem Urlaub zurückkommen wollte. „Mein Mann hat immer geglaubt, dass er an diesem Tag wieder auftaucht“, sagt Dagmar. Als Erinnerung an ihn haben sie einen Eckschrank, eine Engelsfigur und eine Krippe aus seiner Wohnung geholt. „Inzwischen glauben wir nicht mehr, dass er irgendwann vor unserer Tür steht“, sagt Herbert. Er wirkt erschöpft. „Aber er kann seinen Schrank natürlich sofort wieder haben, wenn er doch auftaucht“, ergänzt Dagmar. Ihr Verstand spricht dagegen, aber die Hoffnung bleibt.

Andreas Falkeis' Verstand sagt ihm, dass Karl nicht weit von seinem Hotel entfernt sein kann. Im Dezember dämmt es im Kaunertal gegen vier Uhr nachmittags, kein Wanderer entfernt sich um diese Jahreszeit weit von seiner Pension. Am frühen Montagnachmittag des 22. Dezembers ist die Bergrettung verständigt.

Der Einsatz beginnt.

Alpinpolizisten und Bergretter suchen die Hänge in Talnähe ab. Ein Schotterweg führt zu einer Aussichtsplattform. Der Boden aus Metallgitter ermöglicht Besuchern einen Blick auf das 400 Meter unter ihnen liegende Feichten. „Die Plattform ist neu. Sie wird in den Werbeprospekten erwähnt“, sagt Falkeis. „Ein gutes Ziel für einen Wanderer, der sich die Umgebung ansehen will.“ Sie liegt 90 Gehminuten vom

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Kaunertalerhof entfernt. Auf der anderen Seite des Tals führt ein Forstweg zu einem alten Gehöft. Ein schwarzes, sechs Meter hohes Jesuskreuz drängelt sich in den Blick aufs Tal. „Auch dorthin könnte Karl-Heinz Hunold gegangen sein“, sagt Falkeis. „Viele Touristen sehen das Kreuz vom Dorf aus.“ In fünf Stunden hätte der Vermisste eine dieser Wanderungen problemlos meistern können.

„Er wäre niemals am ersten Tag bis auf 3000 Meter hochgegangen“, sagt Hermann Hunold. Er ist Karls ältester Bruder. „So bekloppt war der nicht. Da übersäuert deine Muskulatur und du kannst die nächsten Tage nichts mehr machen.“ Er trägt ein dunkles Muskelshirt und eine kurze Sporthose. Gerade hat er noch im Garten gearbeitet, als Rentner bleibt ihm Zeit dazu. Der Blick aus seinen hellblauen Augen ist stechend, zielstrebig. Er hat sich damit abgefunden, dass er seinen jüngsten Bruder wohl nicht wieder sehen wird. Während er spricht setzt er seine Hände ein, um den Wörtern Nachdruck zu verleihen.

Die zweite Nummer, die Karl kurz vor seinem Verschwinden wählte, war die seiner Hausärztin. Was sein Bruder von der Ärztin wollte, weiß Hermann nicht. Sie beruft sich auf ihre ärztliche Schweigepflicht. Karl hat außerhalb der Sprechstunde bei ihr angerufen, vermutlich hat er niemanden erreicht. Die thüringische Kriminalpolizei, die sich später in den Fall einschaltet, holt ein Gutachten der Hausärztin ein. Daraus geht hervor, dass Karl keine lebensbedrohlichen Krankheiten hatte.

Wieso ruft er an einem Wochenende seine Hausärztin an? „Er hatte Bluthochdruck, da hat er eine Zeit lang Tabletten gegen genommen“, sagt Hermann. „Karl ist in der Sauna öfter mal umgekippt. Die Sanitäter mussten ihn raustragen.“ Vielleicht hat er auf einem der steilen Wanderwege einen Schwindel bekommen und ist abgestürzt. „Aber da hätten sie doch die Leiche gefunden, das muss nahe am Dorf gewesen sein“, schätzt Hermann. Unzählige Male war er mit seinem Bruder auf Wanderungen oder zum Klettern gewesen. Sogar den Großglockner haben sie bezwungen. Nur in den letzten Jahren, da kriselte es zwischen den Geschwistern und der Kontakt riss ab. Erbstreitigkeiten, nachdem die Mutter verstorben war.

Trotzdem fährt Hermann am zweiten Weihnachtsfeiertag mit Karls dreißigjährigem Sohn Michael ins Kaunertal.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wanderer haben dort vier Möglichkeiten, wohin sie gehen können. Entweder in den Norden nach Prutz, in den Süden zum Stausee oder auf die Bergketten westlich und östlich des Tals. Die Alpinpolizisten laufen die Wege ab. Sicher ist für Andreas Falkeis nur, dass Karl nicht über der Baumgrenze unterwegs war. Dort lag zum Zeitpunkt des Verschwindens Neuschnee. „Alle Spuren in der Schneedecke haben wir abgeklärt“, sagt Falkeis.

Hermann Hunold bleibt skeptisch. „Die von der Bergrettung haben gesagt, sie hätten alles abgesucht“, sagt er. „Sie hätten ihn finden müssen. Sie haben ihn nicht gefunden.“ Trotzdem läuft er mit Michael die Strecke nach, von der er glaubt, sein Bruder könnte sie gegangen sein. Die Wanderwege im Kaunertal sind breit, große Wegweiser zeigen die Richtung. Verlaufen unmöglich. Die Landschaft ist gut einsehbar, graue Gesteinsbrocken ragen aus dem moosigen Boden. Erst zweihundert Meter über Feichten versperren abgestorbene Fichtenzweige, Farne und hervorstehende Klippen die Sicht auf den steilen Hang. Hermann und Michael halten die Augen offen. Keine Spur von Karl.

„Und da ist diese Frage“, sagt Hermann nachdenklich. „Weil Organraub in Österreich schon vorgekommen sein soll. Mit den Spendern, das läuft nicht so. Vielleicht haben die Karl weggefangen.“ Er kann sich nicht daran gewöhnen, dass ihm niemand erklären kann, was mit seinem Bruder passiert ist. Manchmal fragen ihn Menschen auf der Straße, ob Karl gefunden wurde. Hermann antwortet dann: „Den finden die nicht. Nie. Der ist weg, ganz weg.“

Am späten Montagnachmittag glaubt Andreas Falkeis noch daran, dass sie Karl finden. Die Bergretter müssen vorsichtig sein, die Bodenglätte ist tückisch. Erst vor kurzem sind zwei ihrer Kollegen bei einem Rettungseinsatz am Gletscher ums Leben gekommen. Bis spät in die Nacht suchen die Einsatzkräfte Unterholz, Klippen und Wegränder ab. Zwei Helikopter, einer davon mit Wärmebildkameras, und eine Hundestaffel sind im Einsatz. Die Helfer seilen sich an Felsvorsprüngen ab und erklimmen mit Steigeisen die rutschigen Bergwände. Nichts.

Michael Hunold will demnächst noch einmal ins Kaunertal fahren. Zum Klettern, nicht um Karl zu suchen. Ob er sich keine Gedanken macht? „Ich nicht, nein. Karl hätte nur nicht alleine losfahren sollen.“ Wenn er erzählt, zuckt manchmal sein

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

linkes Augenlid. Fast unmerklich, aber die kleine Bewegung ist da. „Sonst waren wir zusammen unterwegs.“ Nur dieses Mal nicht. Michael Hunold musste arbeiten. Er ist Fahrer für eine Cateringfirma und stellt Getränkeautomaten auf. „In diesem Urlaub hat nichts gepasst“, sagt er. „Normalerweise war Karl um vier Uhr morgens wach und hat Landkarten durchgeguckt.“ Dass sein Vater erst gegen halb elf gefrühstückt haben soll, versteht Michael nicht. Vielleicht ging es Karl tatsächlich nicht gut. „Der war so ein Typ. Der sagt einfach nichts.“

Als es am Nachmittag des 24. Dezembers noch immer keine Spur von Karl gibt, bricht Andreas Falkeis die Suche ab. Er und seine Männer haben vierzig Kilometer unwegsames Gelände durchkämmt. „Irgendwann wussten wir nicht mehr, wo wir suchen sollten“, sagt er. Kann es sein, dass Karl nicht gefunden werden will? „Falls der sich abgesetzt haben sollte, dann hat er es perfekt gemacht.“

Daran glaubt Michael Hunold nicht. Sein Vater hätte Bescheid sagen können, wenn er wegziehen wollte. Oder zurück in die Dominikanische Republik geflogen wäre. Außerdem ist es schwierig, sich ohne Geld und Kleidung davonzumachen. Ganz ausschließen will er es aber nicht. „Vielleicht hat er Geld abgehoben, bevor er nach Österreich gefahren ist“, überlegt Michael. Das Landeskriminalamt in Thüringen hat die Konten des Vermissten ständig auf dem Schirm. Seit Karl verschwunden ist, hat er nicht mehr auf sie zugegriffen. „Vielleicht hat er vorher Geld abgehoben. Kleine Summen“, überlegt Michael. „Nicht so, dass es auffällt.“ Er zweifelt an der Kompetenz der Beamten. Zwei Monate hätten sie versucht, den vierstelligen Zahlencode von Karls Ipad zu knacken – ohne Erfolg. Mit dem Internet konnte Karl allerdings nie viel anfangen. Im Kaunertalerhof hatte er sich nicht einmal einen Internetzugang geben lassen.

Einige Tage nach Weihnachten machen sich kleine Trupps der Bergrettung noch einmal auf die Suche nach Karl. Inzwischen ist es keine Rettung mehr, sondern eine Bergung. Es gibt kaum noch Hoffnung, den Vermissten lebend zu finden.

Im Kaunertal hängen Fotos von Karl, daneben eine Beschreibung von seiner Kleidung. Die Feichtner gruseln sich. Sie glauben, dass sie im Sommer beim Pilze sammeln zwischen den Schwammerln eine Leiche finden werden. „Es ist schlimm,

einen Toten zu bergen“, sagt Andreas Falkeis. „Aber noch schlimmer ist es, einen Vermissten nicht zu finden.“

Normalerweise findet er Personen nicht mehr, die sich im hochalpinen Gelände aufgehalten haben. Lawinen und Gletscher zermalmen einen Körper regelrecht. Die Lunge platzt, Knochen werden zerrieben. Da bleibt nicht viel übrig. Karl verschwand jedoch in Talnähe. „Er könnte in eine Spalte gestürzt sein oder an einer ungünstigen Stelle gelegen haben“, vermutet Falkeis. „Wenn der Wind aus der falschen Richtung weht, können die Hunde drei Meter neben dem Vermissten stehen und niemand merkt etwas.“

Andreas Falkeis steht auf der Aussichtsplattform über dem Kaunertal. Es ist Sommer, die Hitze der Sonne brennt auf der Haut. Noch immer keine Spur von Karl. Sein Blick schweift zum gegenüberliegenden Hang. Er trägt leichte Bergsteigerkleidung. In einer seiner vielen Jackentaschen steckt ein Funkgerät. Undeutliche Stimmen dringen aus dem Lautsprecher. Falkeis wird nervös, lauscht. Wieder ein Absturz. Zwischen dem Rauschen dann ein Wort, deutlich zu verstehen: Tödlich.

Acht Monate und 12 Tage nachdem Karl verschwand, macht sich ein Rentner auf den Weg zu einem der Bergbäche im Kaunertal. Zwei Kilometer südlich von Feichten rauscht der vordere Kuppbach aus einer Höhe von 2100 Metern ins Tal. Drei Wochen zuvor war dort eine Mure, eine Schlammlawine, aus dem hochalpinen Gelände ins Tal geschwemmt worden. Der Rentner sucht nach schönen Steinen für seinen Vorgarten. Stattdessen entdeckt er am Rand der Mure erst ein paar Fetzen von Kleidung, dann einen einzelnen Schuh. Sofort verständigt er die Alpinpolizei. Die Beamten finden später einen Unterschenkelknochen, einen Socken und rot-schwarze Textilstücke, die auf einen Rucksack schließen lassen. Auch der Wanderschuh, den der Rentner beschrieben hatte, können die Beamten ausfindig machen. Falkeis hält es für wahrscheinlich, dass die Fundstücke von Karl stammen und schickt sie in die Gerichtsmedizin.

Das Gelände, aus dem die Mure ins Tal geschwemmt wurde, liegt achthundert Meter oberhalb von Feichten. Es ist unwegsam und schroff. Ein Wanderweg führt in einer großen Kurve um das Geröll und die Steilhänge herum. Vielleicht wollte Karl-

Heinz Hunold diesen Weg abkürzen. Vielleicht ist er ausgerutscht und gestürzt. Vielleicht hat er den Berg unterschätzt. Was ihm an jenem Dezembermorgen zustieß, wird niemand mehr genau nachvollziehen können. Doch für Karls Familie und seine Freunde endet mit dem Bescheid aus der Pathologie etwas, an dem sie sich beinahe neun Monate festgehalten haben: Die Hoffnung, dass er noch lebt.

Der große Preis

Alessandro Zanardi war Formel-1-Rennfahrer, er war ein Draufgänger, ein Unersättlicher. Nach einem Crash mussten ihm beide Beine amputiert werden. Doch der Italiener kämpfte sich zurück und gewann zwei paralympische Goldmedaillen. Am Sonntag startete er beim Berlin Marathon - in der Stadt, in der sein Leben gerettet wurde.

Von Sebastian Schneider, rbb, 27.09.2015

Da vorne liegt er, erste Reihe links, weißer Helm, Startnummer H6. Den Blick zum Himmel, den Rücken eine Handbreit über dem Asphalt. Alessandro Zanardi ist sein Leben lang Rennen gefahren. Heute hat sein Wagen drei Räder. Er treibt ihn mit den Händen an. 8.43 Uhr, die Luft riecht frisch und sauber. Die Musik dröhnt so laut, dass die Absperrgitter vibrieren. Der Bürgermeister gibt den Startschuss - Zanardi kurbelt los. Er ist zurück in Berlin. Der Stadt seiner zweiten Geburt.

Alessandro wächst in einem Dorf in der Nähe von Bologna auf. Er ist ein wilder Junge, der ständig mit Schrammen, Beulen und blauen Flecken herumläuft. Geschickt mit den Händen, faul in der Schule, schlecht im Sport. Seine ältere Schwester Cristina schafft viel bessere Noten, sie schwimmt so gut, dass sie sich für die Olympischen Spiele qualifizieren will. Er leidet darunter, dass seine Eltern ihn immer mit ihr vergleichen. Ich kann gegen sie unmöglich bestehen, denkt er.

Eines Abends sitzt Cristina im Fiat eines Freundes. Als sie an einer Tankstelle vorbeirauschen, zieht plötzlich ein Wagen auf die Fahrbahn. Zanardis Schwester ist sofort tot. Ein paar Wochen später setzt er sich das erste Mal in ein Gokart. Er ist 13 Jahre alt. "Nach ein paar Runden wusste ich: Das ist es, womit ich mein Leben verbringen will", sagt er.

Zum ersten Mal im Liegerad

Zanardi rast die Straße des 17. Juni entlang, großer Kreisel, vorbei an der Siegessäule. In der Goldelse spiegelt sich die Morgensonne. Der 48-Jährige ist einer der schnellsten Handbiker der Welt, normalerweise sitzt er aufrecht in seinem Gefährt und holt die Kraft aus seinem gesamten Oberkörper. Beim Berlin Marathon aber gibt es diese Disziplin nicht. Zanardi fährt zum ersten Mal im Liegerad. Er kann nur auf seine Arme vertrauen, sie müssen ihn 42,195 Kilometer durch die Stadt treiben.

"Wenn ich mit den Besten ins Ziel kommen würde, dann wäre ich unglaublich zufrieden", sagt Zanardi. "Er stapelt gerne tief. In Wahrheit muss man immer mit ihm rechnen", sagt einer seiner Konkurrenten. Zanardi umgreift die Kurbeln so hart, dass die Haut an seinen Fingerknöcheln inzwischen nicht mehr durchblutet wird. Er fährt am Knast von Moabit vorbei. Ihm bleibt noch eine knappe Stunde.

Crash mit 320 Stundenkilometern

Zanardi schafft es als Rennfahrer bis in die Formel 1. Der Kindskopf aus Castel Maggiore ist bei seinen Kollegen beliebt, weil er sie zum Lachen bringt. Er fährt aggressiv und ohne Angst. Einmal brettet er mit seinem brennenden Wagen ins Ziel, ein andermal knallt er mit 280 Stundenkilometern in die Leitplanke – und macht am nächsten Tag einfach weiter. Mit seinen Autos hat Zanardi Pech, vielleicht ist er auch einfach nicht gut genug. Nach nur einem WM-Punkt aus 43 Rennen ist Schluss. Er wechselt in die unterklassige "ChampCar"-Serie.

Als er 34 Jahre alt ist, bittet ihn seine Frau Daniela, mit dem Motorsport aufzuhören. Sie hat Angst um ihn, weil er ständig am Limit fährt. Zwei Meisterschaften hat Zanardi mittlerweile gewonnen, doch er will noch diesen einen Pokal. Der 15. September 2001 ist ein Montag, 90.000 Zuschauer sind zum Rennen auf dem Lausitzring gekommen. 13 Runden vor Schluss liegt Zanardi in Führung. Er ist völlig aufgekratzt. Nach einem letzten Tankstopp schießt er mit Vollgas auf die Fahrbahn. "Ich dachte, ich hatte es geschafft", sagt Zanardi. Plötzlich verliert er die Kontrolle über sein Auto und dreht sich auf der Piste. Der Wagen hinter ihm kracht mit 320 Stundenkilometern in Zanardis Honda.

Zanardi kehrt zurück

Kilometer 22, eine Kirche an der Grunewaldstraße in Schöneberg. Ein Rentner im bonbonroten Jogginganzug sieht den ersten Fahrer hinterher. Zanardi ist nicht dabei. Erst zwei Minuten später surrt er in seinem schwarzen Dreirad über den Asphalt. Er schnauft, seine Augen sind zu Schlitzen verengt, die braunen Locken verschwitzt. Zanardi trainiert jede Woche mindestens zehn Stunden lang. "Es kommt nicht so sehr darauf an, wieviel Kraft Du hast, sondern wie lange Dein Benzin im Tank reicht", sagt er.

Im vergangenen Jahr schaffte er den "Ironman" auf Hawaii in weniger als zehn Stunden. Er schwamm 3,9 Kilometer, fuhr 180 Kilometer mit seinem Handbike und danach noch einen Marathon auf seinem Rollstuhl. "Viele Sportler denken, sie müssten im Wettkampf etwas Magisches zeigen. Aber das ist Bullshit. Deine Vorbereitung bestimmt Dein Ergebnis, fertig", sagt Zanardi. Heute morgen ist er um 6.15 Uhr aufgewacht und die Strecke in Gedanken gefahren. So wie er es hunderte Male als Rennfahrer gemacht hat. Im Hotelfernseher lief der Große Preis von Japan.

Siebenmal wiederbelebt

Zanardis Beine sind bei dem Crash zerfetzt worden. Es war, als ob er auf eine Landmine getreten wäre, sagt einer der Notärzte später. Er verliert drei Viertel seines Blutes und muss siebenmal wiederbelebt werden. Ein Priester gibt ihm an der Rennstrecke die letzte Ölung – mit Motorenöl aus Zanardis zerstörtem Honda. 26 Minuten später landet der Rettungshubschrauber auf dem Dach des Unfallkrankenhauses in Berlin-Marzahn.

Die Ärzte operieren Zanardi siebeneinhalb Stunden lang. Seine Beine amputieren sie oberhalb der Knie. Nach acht Tagen Koma wacht er auf. Er kann sich an nichts erinnern, seine Frau sagt ihm, was geschehen ist. "Werde ich überleben?", fragt er den Arzt. Der nickt. Zanardi will wieder einschlafen. Die Schmerzen sind zu groß.

Drei Viertel der Marathonstrecke in Berlin hat er geschafft, da reißt die Kette seines Handbikes. Es sieht aus, als würde Zanardis Rennen auf dem Hohenzollerndamm enden. Er wischt die ölverschmierten Hände an seinem weißen Trikot ab - dann fährt er einfach weiter. Mit der rechten Hand stößt er eines der

Hinterräder an wie bei einem Rollstuhl. Mit der linken lenkt er. "Wenn ich keine Wahl gehabt hätte, hätte ich aufgeben müssen. Aber ich hatte ja eine – warum also hätte ich stoppen sollen?", wird Zanardi später sagen und lachen. Er schiebt sich langsam voran. Noch achteinhalb Kilometer - Handschuhe trägt er nicht.

Zweimal Gold, einmal Silber, Sieg in New York

Die Prothesen drücken. Das Laufen auf ihnen fällt ihm viel schwerer, als er erwartet hatte. Aber die Ärzte erstaunt, dass ihr Patient nur selten darüber redet, was er nicht mehr tun kann – sondern lieber erzählt, was er noch alles vorhat. Dauern zieht er sie mit seinen Sprüchen auf. Es ist sein Weg, das Schwere leicht zu nehmen. Knapp zwei Jahre nach seinem Crash kehrt Zanardi zurück an den Lausitzring. Mit einem umgebauten Wagen fährt er die fehlenden 13 Runden seines Rennens. 50.000 Menschen jubeln ihm zu. In den Jahren danach steuert er Tourenwagen für BMW und erringt vier Siege – als erster beinamputierter Fahrer.

2007 schlägt ihm ein Freund vor, das Handbike auszuprobieren. Zanardi beginnt eine zweite Karriere. Im November 2011 gewinnt er das Radrennen des New-York-Marathons. Knapp ein Jahr später holt er zwei Goldmedaillen und eine silberne bei den Paralympischen Spielen in London. "Das Wichtigste, das ich gelernt habe, ist: Im Leben passiert nichts von selbst. Du kannst noch so viel Zucker in Deinem Kaffee haben. Wenn Du ihn nicht umrührst, bleibt er eben bitter", sagt Zanardi.

Als hätte er dem Lehrer die Schnürsenkel zusammengebunden

Auf den Tribünen klatschen die Zuschauer, die ersten Fahrer rollen ins Ziel. Aber wo zum Teufel steckt er nur? Seine Frau weiß es nicht, seine Presseleute wissen es nicht, nicht mal die Rennleitung weiß es. Nach einer Stunde und 50 Minuten biegt Alessandro Zanardi auf die letzte Gerade vor dem Brandenburger Tor. Er grinst, als hätte er dem Lehrer die Schnürsenkel zusammengebunden. Jedem Menschen an der Strecke scheint er persönlich zu winken. Als 72. Fahrer überquert er die Linie. "Ich bin mit einem Handbike gestartet und mit einem Rollstuhl ins Ziel gekommen", sagt Zanardi.

Er freut sich wie ein kleiner Junge, als ihm ein Helfer seine Medaille umhängt. Am Himmel knattert ein Fernsehubschrauber. In zwei Wochen will Zanardi wieder

beim "Ironman" starten, 2016 zu den Paralympics in Rio. "Ich muss schauen, dass ich in diese wenigen Jahre so viel wie möglich packe", sagt er. Was wird er tun, wenn er sich eines Tages nicht mehr sportlich messen kann? "Keine Ahnung, mein Freund. Ich bin zu jung, um darüber nachzudenken."

Er spreche nicht gern von einem "zweiten Leben", das die Ärzte ihm geschenkt haben, hat Zanardi kurz vor dem Rennen gesagt. "Es ist mein erstes Leben, ich bin derselbe Kerl, und ich bin dankbar dafür". Er nimmt seine Frau an der Hand und rollt leise davon.

Wie ein Hamburger in den „Heiligen Krieg“ zog

Nabil spielte Fußball und ging auf Partys. Doch plötzlich ist dem in Deutschland geborenen Teenager nur noch der Glaube an Allah wichtig. Er trifft Islamisten, spricht vom "Heiligen Krieg". Die Mutter kämpft um ihren Sohn, will ihn zurückholen in sein früheres Leben. Sie bittet sogar die Polizei um Hilfe. Doch im Juli 2014 reist er nach Syrien. Die Geschichte einer gescheiterten Intervention

Von Christian Unger, Hamburger Abendblatt, 15.11.2014

Auf dem Schreibtisch in Nabils Teenagerzimmer steht ein Foto im weinroten Holzrahmen. Der fünf Jahre alte Nabil versteckt seine dunklen Haare unter einer Mütze, unter dem Arm trägt er einen Teddy. Und in der Hand einen Koffer. "Istanbul" steht dort. Der kleine Nabil geht auf Reisen. Kindergartenspielereien.

Lina* läuft zum Schrank neben dem Fenster. Sie öffnet die rechte Tür, hinter der fast ein Dutzend Schubladen eingebaut sind. "Alles war voll mit Nabils Schuhen", sagt seine Mutter. Nabil liebte gute Kleidung, Markenklamotten von Tommy Hilfiger und Burberry. Dafür gab er sein Taschengeld aus. Neben dem Schrank steht ein zusammengeklappter Wäscheständer. "Seine guten Sachen durfte ich nicht waschen. Er hatte Angst, dass ich sie kaputt mache." Jetzt sind die Fächer für die Schuhe im Schrank leer. Nabil hat die meisten davon Freunden gegeben, bevor er ging.

Weit mehr als 450 junge Menschen sollen aus Deutschland bereits in den Dschihad nach Syrien, in den Irak oder nach Afghanistan gereist sein, etwa 40 kamen aus Hamburg, die Zahl steigt. Was sie dort genau tun und wem sie sich anschließen, ist den deutschen Behörden selten bekannt. Auch junge Frauen sind unter den Ausreisenden, auch Kinder von Lehrern oder Ärzten, auch deutsche Konvertiten. Am

22. Juli 2014 reiste Nabil, 19 Jahre alt, in Richtung Syrien. Vor zwei Monaten meldete er sich das letzte Mal bei Lina.

Nabils Zimmer in Wilhelmsburg ist aufgeräumt. Unter dem Flachbildfernseher stand mal eine Playstation. Zwischen dem Türrahmen hängt noch die Eisenstange für Klimmzüge. Nabil ging ins Fitnessstudio, spielte Fußball. "Der Fußboden war oft vollgekrümelt von Pizza oder Chips", sagt Nabils Schwester Nadine. Häufig haben Nabils beste Freunde auf dem Sofa übernachtet.

Seitdem Nabil weg ist, schläft Lina jede Nacht in seinem Bett.

Die Schuhe sind weg, die Krümel auf dem Boden auch. Von Nabil bleiben die Erzählungen der Schwestern, die Geschichten seiner Freunde, mit denen Nabil in die Moschee ging. Und es bleiben die Erinnerungen einer Mutter, die ihren Sohn nicht aufhalten konnte. Deren Bild von diesem Staat erschüttert ist, weil auch die Hamburger Behörden Nabil nicht aufgehalten haben. "Niemand hat ihn aufgehalten."

Lina trägt eine schwarze Hose, und über ihrem langärmeligen T-Shirt ein dunkles Kleid. Das Kopftuch umschließt ihr Gesicht eng. Lina spricht deutsch mit starkem Akzent, manchmal wechselt sie lieber ins Arabische.

Deutschland lebt noch im Rausch des Mauerfalls, als Lina im Januar 1990 in einer Lufthansa-Maschine aus Syrien nach Hamburg kommt, zu ihrem Mann. Sie verdient ihr Geld als Köchin in einem arabischen Restaurant, die drei Kinder kommen zur Welt. Doch 2001 geht die Ehe kaputt, Scheidung, Nabil ist sechs. Der Vater zahlt der Familie Unterhalt, der Kontakt zu seinen Kindern bricht ab. Für Nabil war es schwer, die Trennung zu verkraften, sagt die Mutter. "Er hat mir das nie ins Gesicht gesagt. Nabil ist still. Er frisst seine Sorgen und seine Wut in sich rein."

Lina bringt Nabil das Radfahren bei, spielt mit ihm und seinen älteren Schwestern Verstecken, fährt mit ihnen in den Heidepark nach Soltau. Später, da ist Nabil ein Teenager, sitzen sie manchmal auf dem Balkon und rauchen Schischa. Lina backt Kuchen. "Ich habe immer versucht, für meine Kinder alles zu sein: Mutter, Vater und Kumpel." Nabil ist ihr einziger Sohn.

Religion ist der Familie immer wichtig. Lina liest ihren Kindern aus dem Koran vor, erzählt von den Propheten und davon, was der Koran erlaubt und was

nicht: keinen Sex vor der Ehe, keinen Alkohol, das Gebet ist wichtig, Ehrlichkeit auch. Aber Lina weiß, dass sich Teenager nicht immer daran halten, das ist okay für sie, Normalität in Deutschland, Linas neues Zuhause. Und Nabils Heimat.

Nabil kickt mit anderen Jungs auf dem Bolzplatz oder daddelt auf der Playstation. An Wochenenden ziehen sie los, in Clubs auf dem Kiez oder ins Maxx in Wedel. Nabil duscht ausführlich, legt Parfüm auf. "Tschüs, Mama!", ruft er zum Abschied. Lina räumt die Handtücher im Badezimmer zusammen und wischt den Fußboden. Freunde, Spaß und Party gehören zu einer Jugend in Deutschland dazu, denkt sie. Der Junge braucht seine Freiheit.

Doch irgendwann gehen die Kumpels nicht mehr in die Disco. Genug vom Stress, den sie mit anderen Männern in den Clubs hatten, genug vom Kater am Morgen. Und von den Gewissensbissen gegenüber Gott. Der Alkohol, die Mädels mit den kurzen Röcken auf der Tanzfläche. Alles haram, sagen sie. Verboten nach den Gesetzen des Islam.

Den Realschulabschluss schafft Nabil nicht. Im Sommer 2013 bittet er die Mutter, dass er seinen Abschluss auf einer Privatschule in Hamburg nachholen darf. Mehr als 300 Euro Gebühren im Monat kostet die Schule, plus Bahnfahrkarte. Er wolle einen Abschluss machen. Es sei das Richtige für seine Zukunft. Lina freut sich über Nabils Ehrgeiz. Aber die Mutter hat auch die Sorge, dass Nabil die Schule nicht packen wird. "Nabil ist schlau, aber er ist auch faul."

Als Nabil und seine Freunde wissen wollen, wie ein richtiger Muslim betet, geben sie die Suchworte bei Google ein. "Islam wie man richtig betet", so etwa. Ein Video des salafistischen Predigers Pierre Vogel hat die meisten Klickzahlen. "Gebet lernen Schritt für Schritt".

Oktober 2013, Nabil sitzt im Mercedes eines Kumpels. Auf dem Rückweg aus der Innenstadt kommt das Auto von der Straße ab. Nabil bleibt unverletzt, aber seinen besten Freund bringen die Notärzte auf die Intensivstation.

"Mama, wenn er nicht durchkommt, will ich auch nicht mehr leben." Nabil betet für ihn in der Moschee am Steindamm. "Es ist in Ordnung, mein Sohn. Der Glaube gibt dir Kraft." Der Freund überlebt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Im Dezember fliegt Nabils Großmutter aus Syrien nach Hamburg. Sie leidet an einer Lungenentzündung. Lina will ihre kranke Mutter bei sich in Wilhelmsburg haben. Drei Tage vor Silvester stirbt sie. Die Familie begräbt sie auf dem Friedhof in Billstedt. Wieder ist der Junge in der Moschee und betet. Diesmal nicht für den Freund, diesmal für seine Oma. Die Schule wird ihm egal.

Für Nabil zählt nur der Islam, für den die Salafisten stehen. Der Islam der Mutter ist falsch. Dass sie raucht, sei haram. Dass sie Musik hört auch. Er begrüßt die Mutter mit einem Kuss auf die Hand und auf die Stirn. Nabil sagt jetzt nicht mehr "Tschüs, Mama", sondern "As-salamu Alaikum", Friede sei mir dir. Die Mutter freut sich über die guten Manieren des Sohnes. Beten statt Partys und Alkohol. Was kann daran schlecht sein? Aber der neue Bart, muss der so lang sein? Nabil besucht jetzt oft mit seinen Freunden die Taqwa-Moschee, ein kleines Haus in einer Nebenstraße in Harburg, die Fenster sind mit Pappe abgeklebt. Manche der Männer, die in diese Moschee kommen, verteilen schon Korane an sogenannten "Lies"-Ständen in der Innenstadt oder waren bei Demonstrationen von Predigern der Szene. Der Verfassungsschutz sieht das Gotteshaus als Treffpunkt der radikalen Salafisten in Hamburg.

Die Mutter war nie in der Taqwa-Moschee. Mit wem Nabil und seine Freunde ihre Freizeit verbringen, weiß sie nicht. Der Junge ist jetzt erwachsen.

Im März 2014 fällt Nabil an der Privatschule durch die schriftlichen Prüfungen. Als klar ist, dass er seinen Abschluss nicht schafft, schwänzt er den Unterricht. Die Schule meldet sich bei Lina. Nabil komme zu spät, sei nicht in der Klasse erschienen. "Nabil, was ist los?" Der Junge findet Ausreden: Der Bus kam zu spät, Bauarbeiten, so was. Lina wird wütend.

Nabil sei ein unauffälliger Schüler gewesen, sagt der Schulleiter. Bis zuletzt. Zwar fiel der Bart auf, den er sich im Winter wachsen ließ. "Aber das ist ja bei vielen Mode." Vom "Heiligen Krieg" oder dem Höllenfeuer habe Nabil in der Klasse nicht geredet. Es gibt Jugendliche an der Privatschule, die machen Stress und pöbeln Lehrer an. Nabil habe nie dazugehört, sagt der Schulleiter. Am Ende kommt der Junge einfach nicht mehr zum Unterricht. Er verbringt viel Zeit mit Freunden in der Taqwa-Moschee.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es wird Frühling in Hamburg. Zu Hause sitzt Nabil mit Freunden im Zimmer, sie schreiben Verse des Korans auf, lernen die Ausrufe der Prediger. "Al-Hamdu li-Llāh", Lob sei Gott. "Bismi'llāhi", im Namen des barmherzigen und gnädigen Gottes. Nabil und seine Kumpels kleiden ihre Sprache in religiöse Frömmigkeit. Für Gebete in der Moschee gibt es "Extrapunkte" bei Allah. Die Freunde glauben an ihre Mission. Irgendwann reicht Nabil das Beten nicht mehr.

Yasin sitzt am Tisch in Linas Wohnzimmer. Er ist oft bei der Familie zu Besuch, auch jetzt, nachdem Nabil in Syrien ist. Er kennt Nabil seit der Grundschule. Yasin ist 20 Jahre alt. Er trägt eine Brille mit schwarzem Rand. Ein Lächeln huscht über sein Gesicht, wenn er von den Jahren mit Nabil erzählt, in denen sie Partys gefeiert haben oder nach der Schule mit den Mädchen aus der Klasse am Döner-Imbiss abgehangen haben.

Redet Yasin von der Hölle und den Gesetzen Allahs, wird sein Ausdruck ernst, kehrt die Radikalität in seine Sprache zurück. "Wir wollen den Menschen nur helfen. Wir sehen, wie die Ungläubigen in einem brennenden Haus schlafen. Wir wollen sie vor dem Feuer retten. Der Islam ist der einzige Weg ins Paradies." So hat auch Nabil geredet. Für ihn liegt der Dschihad in Syrien auf diesem Weg ins Paradies.

Sein Freund Yasin bleibt in Hamburg. "Nabil hielt das für richtig. Ich konnte ihn nicht irgendwo anketten."

Über das Handy hatte Yasin noch Kontakt zu Nabil. Viel habe er nie geschrieben, ein paar Sätze. Aber er fragte, wie es allen in Hamburg gehe, Freunden, der Familie. "Ich weiß, dass es ihm gut geht", sagt Yasin. Wenn es für Nabil in Syrien nicht richtig wäre, würde er sofort zurückkommen, egal wie. Mit dem Auto über die Türkei, zur Not mit dem Privatjet. "Nabil ist ein schlauer Mensch." So sieht Yasin es. Im Moment hat er keinen Kontakt zu Nabil. Yasin ist in Hamburg, sein Freund im Kriegsgebiet. Zwei Welten. Und bei Yasin wachsen die Zweifel an dem IS.

Dass unschuldige Menschen sterben, lehnt Yasin ab. "Menschen abzuschlachten, das ist nicht richtig." Aber die Idee eines islamischen Staates, die Scharia, sei richtig. "Ein Land, in dem wir als normale Menschen angesehen werden. Nicht als Salafisten."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Vor dem Drogeriemarkt in der Harburger Fußgängerzone bleibt ein junger Mann mit Bart und Jogginghose kurz stehen. Seinen Namen will er nicht nennen. Er kenne Nabil aus der Moschee. Hier in Harburg hätten er, Nabil und ein paar andere junge Männer oft gestanden und "Dawa gemacht", die Menschen zum Islam gerufen. Sie verteilten Korane, wollten Passanten überzeugen, dass nur ein "wahrer Muslim" ins Paradies komme.

Der Mann wischt mit dem Finger über sein Smartphone. Er spielt ein Video vor. Eine Gruppe Jugendlicher und junger Männer im Park. Einer grillt Hähnchenschenkel und Frikadellen, andere spielen Fußball. Auch Nabil ist auf dem Video.

Im Sommer merkt Lina, wie sich ihr Sohn immer mehr zurückzieht, in den Glauben, in den Fanatismus.

Erzähl mir von der Moschee, Nabil.

Das sei seine Sache.

Als der radikale Prediger Pierre Vogel im Sommer nach Wilhelmsburg zieht, erzählt Nabil seiner Mutter davon. "Kann ich den Herrn Vogel denn mal treffen, so als neuen Nachbarn?" Nein, das gehe nicht. Nabil baut eine Mauer um sein Leben als Salafist.

Es wird Sommer in Hamburg. Und auf einmal spricht Nabil vom Dschihad.

Wer ein richtiger Muslim sei, müsse auch in den "Heiligen Krieg" ziehen. Die Brüder und Schwestern in Syrien und Afghanistan bräuchten seine Hilfe. Er wolle kämpfen. Die Kinder und Frauen sollten nicht länger leiden. Für ein Syrien ohne Diktator Baschar al-Assad. So hat es Nabil seiner Mutter erzählt.

Lina sagt ihrem Sohn, dass der Kampf eines guten Muslims sei, die Schule fertig zu machen, eine Arbeit zu finden. "Das Geld, das du verdienst, kannst du deinen Verwandten in Syrien schicken. Dschihad ist nicht, wenn der ein Muslim den anderen tötet."

Er mache doch nur Scherze.

Doch am nächsten Tag streiten sie wieder. Lina glaubt nicht an einen Scherz.

Ein YouTube-Video zeigt Nabil auf einer Demonstration vor dem Hauptbahnhof in Hamburg. Nabil trägt eine gelbe Weste über seinem Poloheemd. "Ordner" ist auf die Weste gedruckt. Hinter ihm, auf der imbissbudengroßen Bühne, spricht Pierre Vogel in ein Mikrofon. Ein paar Hundert Salafisten sind in die Innenstadt gekommen, ein Dutzend Gegendemonstranten auch. Nach der Rede stellt sich Nabil in die Reihe der anderen Salafisten zum Gebet. Fuß an Fuß, Schulter an Schulter. Dann knien sie sich auf die Steinplatten vor dem Hauptbahnhof. Im Hintergrund läuten Glocken der Innenstadt-Kirchen. Drei Tage später wird Nabil in Richtung Syrien aufbrechen.

Der Verfassungsschutz sieht in Vogel eines der Gesichter der islamistischen Bewegung in Deutschland. Wer Prediger wie Vogel googelt, stößt auf Videos, in denen er erklärt, warum das "Handabhacken bei Diebstahl" von Gott bestimmt wurde und nicht infrage gestellt werden dürfe. In anderen Videos spricht er von einem islamischen Staat, in dem das Steinigen von Frauen bei Ehebruch Pflicht sei. "Wir wissen nicht, wie lange wir leben, aber wir müssen für diese Religion leben und sterben", schreibt er 2013 auf seiner Homepage. Trotzdem gehört Vogel nicht einmal zu den extremsten Predigern.

"Die Radikalen haben mir meinen Jungen weggenommen", sagt Lina.

Sie erzählt einem guten Freund von Nabils Schwärmereien vom "Heiligen Krieg". Sie weint. Sie weiß nicht, was sie tun soll. Irgendwann sagt der Freund: "Lina, es ist besser, du gehst zur Polizei."

Am Abend des 18. Juni, ein Mittwoch, steht sie in der Wache an der Stresemannstraße, der Freund begleitet sie. Lina erzählt einer Polizistin Nabils Geschichte. Seine Sprüche vom Dschihad, von Pierre Vogel und von den Besuchen der Taqwa-Moschee. "Ich will meinen Sohn schützen. Lieber soll er in ein Gefängnis in Deutschland als in den Krieg nach Syrien", sagt sie. Und Lina sagt, dass Nabil niemals erfahren dürfe, dass sie ihn bei der Polizei angezeigt hat. Die Kripo werde sich bei ihr melden, sagt die Beamtin. Lina hat getan, wozu die deutsche Behörden in solchen Fällen raten. Gut fühlt es sich nicht an.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ein paar Tage später, es ist ein Montag, kommt Lina vom Sport nach Hause in die Wohnung in Wilhelmsburg. Sie legt ihre Tasche zur Seite und zündet sich im Esszimmer eine Zigarette an. Dann kommt Nabil nach Hause.

"Mama, warum hast du mich bei der Polizei angezeigt?" Nur weil er fünfmal am Tag bete? Nur weil er sich für den Koran interessiere? Sie mache alles kaputt! Nabil weint vor Wut.

"Weil du mein Sohn bist, habe ich dich bei der Polizei angezeigt. Weil ich dich nicht verlieren will im Krieg." Das antwortet die Mutter ihrem Sohn. "Geh in die Disco, geh wieder Party machen! Aber hör auf mit diesem Dschihad!"

Nabil geht in sein Zimmer. Er packt ein paar Hosen und T-Shirts in eine Tasche. Dann verlässt er die Wohnung.

Lina ruft Nabil auf seinem Handy an. Er reagiert nicht. Lina schreibt ihm eine SMS: "Habibi, Liebling, komm zurück." Nichts.

Am Tag darauf trifft Lina die Polizistin. "Von wem hat Nabil erfahren, dass ich bei der Polizei war?" Ihre Anzeige sei geheim gewesen. "Aber nichts ist geheim geblieben!"

Es ist nicht eindeutig zu klären, wie Nabil von der Anzeige der Mutter erfahren hat. Die Polizei hat nach eigenen Angaben geprüft, ob bei den Ermittlungen etwas nach außen gedrungen sein könnte. "Von uns hat der Sohn von der Anzeige nicht erfahren", sagt ein Polizeisprecher. Es sei bedauerlich, wenn in diesem Fall der Eindruck entstanden sei, dass die Polizei nicht vertraulich arbeite. "Wir helfen den Familien in dieser schwierigen Situation, so gut es geht. Vertrauen ist dabei die Basis."

Der Pass-Entzug ist ein schwerer Eingriff in die Bürgerrechte. Um einem Deutschen wie Nabil den Reisepass zu entziehen, brauche es konkrete Hinweise auf Pläne, sich im Ausland einer Terrorgruppe anzuschließen. Die Polizei habe ermittelt. "Doch darüber hatten wir in diesem Fall keine Erkenntnisse." Mehr will die Polizei nicht sagen: laufende Ermittlungen, Datenschutz.

Lina hat eine andere Vermutung: Ein naher Verwandter würde als Informant für die Behörden arbeiten. Er hätte Nabil von der Anzeige der Mutter erzählen können. Die Hamburger Polizei sieht dafür keine Anhaltspunkte.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Hätte Nabil nicht erfahren, dass seine Mutter bei der Polizei um Hilfe gebeten hat, wäre er vielleicht noch in Deutschland. "Bei mir", sagt Lina. "So hat die Anzeige bei der Polizei alles nur noch schlimmer gemacht." Lina bleibt nur die Wut.

Einige Wochen später kommt Nabil nach Hause, nur kurz, packt frische Wäsche in seine Tasche. Lina sieht ihren Sohn nur noch selten.

Am 23. Juli, einem Mittwoch, mehr als einen Monat nachdem Lina ihren Sohn bei der Polizei gemeldet hat, kommt sie nach Hause. Die beiden Töchter sitzen am Tisch im Wohnzimmer. Auch der Verlobte der ältesten Tochter ist da.

Mama, Nabil ist in Syrien.

Am Tag davor, am Nachmittag des 22. Juli, fährt Nabil mit Freunden zum Hamburger Flughafen. Sie haben Geld für ihn gesammelt, 800 Euro etwa. Er wolle in den Urlaub in die Türkei, hat Nabil ihnen erzählt. Die Freunde fragen nicht viel. Nabil kauft sich ein Flugticket am Schalter. Eine Umarmung, eine Verabschiedung. Viel gesagt haben sie beim Abschied nicht, erzählen Freunde heute. Dann geht Nabil durch die Sicherheitsschleuse in Terminal 1 und verschwindet zwischen den Duty-free-Shops des Flughafens.

Lina will nicht glauben, dass Nabil ausgereist ist. Ihre Tochter zeigt auf ihr Handy. Nabil hat ihr eine Nachricht per WhatsApp geschickt mit der Ortung seines eigenen Handys. Gaziantep, eine türkische Stadt, 50 Kilometer entfernt von der syrischen Grenze. Und 2819 Kilometer von der Familie in Wilhelmsburg. Er habe schlechten Netzempfang, schreibt Nabil. Kurz darauf erreicht die Schwester noch eine Nachricht. Er sei jetzt in Syrien.

Lina schickt Nabil Nachrichten: Nabil, komm zurück! Bitte! Bitte! Bitte! Ich liebe dich! Doch Nabil reagiert nicht. Wenn sie heute davon erzählt, rollt eine Träne über ihre Wange.

In der Nacht des 24. Juli, etwa drei Uhr in der früh, klingelt Linas Handy. Er könne jetzt sprechen. Lina ruft durchs Telefon: Warum bist du weg, Nabil, mein Sohn? Die Mutter solle ihm verzeihen. Es sei sein Schicksal. Nabil und Lina verabreden sich zum Gespräch am Morgen. Freunde und Familie sind jetzt Nabils letzte Verbindung in seine Heimat.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er erzählt, dass er in Jarabulus sei, einer kleinen syrischen Stadt, nur wenige Kilometer entfernt von der türkischen Grenze. Die Sonne scheine, habe Nabil erzählt, die Menschen gehen beten, alle Frauen tragen Schleier, alle leben nach der Scharia.

Er sei glücklich. Die Familie solle einfach auch kommen.

Du bist doch erst einen Tag dort, Nabil. Wie kannst du das alles schon durchschauen? Bist du bei dem IS?

Wenn sie IS oder ISIS sage, beleidige sie ihn, sagt Nabil seiner Mutter.

Einen Tag später ruft Nabil erneut zu Hause an. Weil er die Handynummer der Mutter nicht auswendig kann, ruft er auf dem Festnetz der Wohnung in Wilhelmsburg an. Der "Emir", der Boss der Gruppe, habe ihm sein Handy weggenommen. Auch den Reisepass. Seine Stimme klingt ernst.

Nabil berichtet, dass er erst einmal nicht zu erreichen sei, sechs Wochen lang. Genaues könne er nicht sagen.

"Kann ich dich besuchen, Nabil?"

Das sei schwierig. Sie brauche dazu einen Mann. Alleine reisen dürfe sie als Frau nicht.

Lina erfährt, dass sich Nabil nun Abu Dawoud nennt, nach einem der Propheten im Islam.

Dass er tatsächlich bei der Terrorgruppe Islamischer Staat ist, dafür gibt es keine Beweise. Ob er kämpft, ist nicht klar. Anders als von manchen anderen deutschen Dschihadisten existieren im Internet keine Videos, in denen Nabil mit Waffen oder Kriegsgeräten zu sehen ist. Auch die Familie weiß es nicht.

In der Fußgängerzone von Harburg, in der Nabil und seine Freunde Korane verteilt haben, sagt der junge Mann in Jogginghose wenig über die Gruppen oder Personen, die eine Ausreise junger Islamisten über die Türkei nach Syrien organisieren. Nur so viel: Das organisieren nicht die Moscheen. "Es läuft viel einfacher. Ein paar Freunde sprechen sich ab, fassen ihre Entscheidung, dann kaufen sie sich Flugtickets und ziehen los." In Hamburg bekomme man eine Nummer, bei der man sich in der Türkei melden sollte. "Die helfen dir." Wer das sei und wer die

Nummern verteile, könne er nicht sagen. Er sagt nur: "Ich hoffe nicht, dass die Jungs dort sterben."

Er zeigt ein Foto auf seinem Handy. Ein Dutzend junge Männer posieren nebeneinander. Sie tragen gelbe T-Shirts. Ist das Leben nur ein Spiel?, steht dort. Gruppenfoto der Harburger Salafisten. "Der ist schon nach Syrien gereist. Der auch." Einer soll bereits tot sein. "Und das ist Nabil." Er trägt ein Baseballcap, den Schirm in den Nacken gedreht.

In den Tagen vor seiner Abreise habe Nabil von Syrien und dem Kampf der Islamisten geredet. "Ich habe noch gesagt: Nabil, das ist kein Kinderspiel. Dort herrscht Krieg. Du weißt nicht, an welche Leute du gerätst." Dass Nabil nur wenige Tage später losreisen sollte, habe er aber nicht geahnt.

Was der Mann sagt, lässt sich nicht überprüfen. Vieles, was er über die Ausreise junger Dschihadisten erzählt, stand bereits in den Medien. Dass der Verfassungsschutz die Gruppe und wohl auch ihn selbst beschatte, wisse er. "Das ist mir egal."

Er selbst wolle nicht in den Krieg ziehen. Vom Terror distanziert er sich. Aber er schwärmt von einem islamischen Staat, in dem nicht Demokratie regiert, sondern das Gesetz Gottes. "Menschen machen Fehler. Gott nicht."

Hat sie Fehler gemacht? Manchmal liegt Lina abends im Bett und fragt sich selbst ab. Hätte sie mehr Zeit mit Nabil verbringen sollen? Oder die Besuche in der Moschee verbieten? Aber wie soll eine Mutter ihrem erwachsenen Sohn das Leben dirigieren? Wäre alles anders gelaufen mit einem Vater im Haus?

Nachdem Nabil nach Syrien gereist ist, hat sie eine Spendenbüchse gebastelt. Sie ist mit Papier beklebt, in rosa Farbe steht dort: "Spenden für Waisenkinder". Lina hat die Dose in den Schrank im Esszimmer gestellt. Ihren Töchtern sagt sie: "Wenn ihr für Muslime kämpfen wollt, dann spendet für Waisenkinder." Den Kampf als gute Gläubige könne man viel besser mit guten Taten austragen. Nicht mit Terror.

Am 14. September 2014 meldet sich Nabil bei seiner Mutter. Sie schreiben sich auf Arabisch über das Handy. "Nabil, ich muss dich sehen. Ich möchte mit dir das Opferfest feiern." Nabil schreibt, er sei in der Stadt Raqqa. Sie ist eine Hochburg des

IS. Er lerne Arabisch. Treffen könnten sie sich nicht. Und sobald er die Grenze überschreite, würden türkische Soldaten ihn ins Gefängnis stecken. Er vermisse die Familie.

Nabil würde nie unschuldige Menschen töten, sagt die Schwester.

Nabil wollte in den Dschihad ziehen, sagen Freunde.

Lina zeigt ein Foto. Nabil hat es ihr aus Berlin geschickt. Er steht vor dem Olympiastadion, Nabil lacht, legt den Arm auf die Schulter seines Halbbruders, Selfie mit FC-Bayern-Schal. Mai 2014. Zwei Monate vor der Reise nach Syrien. Er hatte doch andere Pläne. Bis zuletzt habe er davon erzählt, sagen Mutter und Schwester. Der Halbbruder besitzt eine Firma, das Geschäft in der Logistikbranche läuft gut. Dort wollte Nabil eine Arbeit beginnen, Geld verdienen, vielleicht ein Haus bauen und Kinder kriegen. Träume des Erwachsenwerdens.

** Namen geändert*

Schafzwitschern

Schlechte Bezahlung, miese Arbeitszeiten, ein einsames Leben; Sven de Vries ist trotzdem Schäfer geworden. Viel Geld braucht er nicht, viel Arbeit macht ihm nichts aus – und gegen die Einsamkeit hat er eine Kommune und Twitter.

Von Veronika Wulf, GO-Magazin, 25.09.2015

Sven de Vries rennt um acht Uhr morgens mitten auf der Rosenstraße durch Ehingen. Hinter ihm rennen 723 Schafe und 22 Ziegen. Vorbei an weiß verputzten Einfamilienhäusern und gepflegten Vorgärten. Die Krempe seines schwarzen Schlapphuts wippt, die Ohren der Schafe flattern. Sven muss schnell sein, damit die Schafe weniger Zeit haben, Autos zu rammen und Blumenbeete zu zertrampeln. Den Gartenteich auf der rechten Seite übersieht er. Die Schafe übersehen ihn nicht. Sofort driften sechs Lämmer nach rechts ab und tauchen ihre Mäuler ins Wasser. Ihre Vorderläufe rutschen auf der Teichplane ab und sie stürzen vornüber hinein. „Die schönen Seerosen!“, schimpft der Gartenteichbesitzer. „Jedes Mal das Gleiche mit den Schafen!“, jammert seine Frau. „Scheiße, Gartenteich!“, flucht Sven leise.

Er hat befürchtet, dass es Probleme bei der Stadtetappe geben würde. Schon am Morgen hat er deshalb wortkarg seinen Kaffee getrunken und geraucht. Doch der sicherste Weg zur nächsten Weide führt nun einmal durch die Stadt Ehingen am Rande der Schwäbischen Alb.

Zwei Stunden bevor die Lämmer in den Gartenteich plumpsen, sitzt er in einem klapprigen, roten VW-Bus mit kaputtem Rücklicht und Warnleuchte auf dem Dach. Das Auto steht auf einem Hügel oberhalb von Ehingen. Vor Sven liegt das Schmiechtal, das er heute durchqueren muss. In der Linken hält er eine Kippe, in der Rechten sein Handy. *Guten Morgen!* tippt er auf dem Touch-Screen. *Bei uns steht die*

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Stadtetappe an. Bin ein bisschen aufgeregt – und klickt auf „twittern“. Mehr als zweitausend Menschen folgen seinen Kurznachrichten unter @schafzwitschern. Sven twittert im Auto, beim Hüten, beim Essen, im Bett.

Schäfer sind meist allein. Sven kann gut allein sein, doch manchmal sucht er Wege in die Welt außerhalb seiner Herde. Mit Twitter und einer Schäfergemeinschaft versucht er, den Beruf aus der Vergessenheit zu holen – und sich selbst aus der Einsamkeit.

Sven ist 34 Jahre alt, an die zwei Meter groß, drahtig, gebräunt. Über seinem Scheitel liegen irokesenförmig sechs Dreadlocks, die Augenbrauen fast so buschig wie der Vollbart, das Gesicht lang und schmal, dunkle Ringe unter blauen Augen. Er hat schlecht geschlafen, sorgt sich um die Strecke, um die Mädels, wie er seine Schafe nennt.

Sven de Vries ist Wanderschäfer. Seine Herde ist das ganze Jahr unterwegs. Seit sieben Jahren stellt er sich mit „Sven, der Schäfer“ vor. Unter Schäfern duzt man sich. Eigentlich duzen ihn alle, die ihm begegnen. Für ihn ist das in Ordnung. Zusammen mit einem jungen Kollegen hat er vor einem Jahr eine Schäferei mit mehr als tausend Merinolandschafen übernommen. In den nächsten zehn Jahren wollen sie die Herde abbezahlen, mehrere hunderttausend Euro. „Vor fünfzehn Jahren wusste ich nicht mal, dass es noch Wanderschäfer gibt“, sagt Sven.

Aufgewachsen ist er in Hannover, besuchte dort eine freie Schule, an der die Kinder selbst entscheiden dürfen, ob und was sie lernen wollen. Bei ihm war es Fußball. Mit zwölf begeisterte er sich für Computerspiele, mit sechzehn fürs Kellnern. Irgendwann kollidierten Schule und Arbeit. Er brach die Schule vor dem Abitur ab. Vom Vater, einem EDV-Dozenten, lernte er zu programmieren, später arbeitete er für eine IT-Agentur. Nach einem halben Jahr stieg er aus, weil ihn die Marketingwelt abstieß. Er verlegte Fußböden und schleppte Umzugskisten, verkaufte Blechspielzeug auf dem Weihnachtsmarkt und verdingte sich als Aktmodell. In seiner Freizeit warf er mit Antifa-Freunden Schneebälle auf Faschos, bekam als Öko-Demonstrant Hausverbot beim damaligen Ministerpräsidenten Christian Wulff und lebte drei Monate in Spanien auf der Straße. „Ich war halt ein Penner“, sagt er lachend. Dann verliebte er sich. Erst in eine Frau, die in einem Schafstall arbeitete, dann in die

Schafe. Die Frau ist längst fort. Die Schafe sind geblieben. „Das mache ich jetzt für immer“, sagt er.

Damit ist er ziemlich alleine. 2014 haben in Deutschland nur zwölf Schäferlehrlinge den Abschluss als Tierwirt gemacht. Der durchschnittliche Schäfer ist 56 Jahre alt – und könnte Svens Vater sein. „Heute gibt es nur noch gut anderthalb Millionen Schafe in Deutschland“, sagt Günther Czerkus, Vorsitzender des Bundesverbandes Berufsschäfer. Vor zwanzig Jahren waren es doppelt so viele. Kein Wunder. Ein Schäfer verdient etwa 4,50 Euro Stundenlohn, freie Tage sind rar. Intensive Freundschaften ebenso.

Am Ende der Rosenstraße erreicht die Herde ihr Ziel, eine sumpfige Wiese neben dem städtischen Schrottplatz. Sven lässt sie bei Praktikantin Anja Sedelies und fährt die Rosenstraße zurück. Der Gartenteich sieht jetzt aus wie ein Wasserloch.

„Hallo, der Schäfer“, sagt Sven, die Hände in den Hosentaschen vergraben, steht er vor der Frau des Gartenteichbesitzers wie ein zu groß geratener Schuljunge.

„Jedes Mal ist es das Gleiche“, echauffiert sich die Frau grußlos.

„Wenn ich den anderen Weg nehme, dann kacken sie den Radweg voll und das gibt auch wieder Ärger“, sagt Sven. Die Frau beruhigt sich allmählich.

„Ich hab ja nichts gegen Schafe“, sagt sie.

„Ich bezahle den Schaden“, sagt Sven.

„Schon gut“, entgegnet die Frau, „die haben ja auch Durst bei dem Wetter.“

Erschöpft kommt er bei der Herde an, dreht sich eine Zigarette und greift zum Handy. *Diesmal hat ein Gartenteich Wasser lassen müssen. In den Vorgärten steckt viel Arbeit und Liebe. Da ist man zurecht erstmal sauer und enttäuscht*, twittert er.

„Sven ist wie verwachsen mit seinem Handy“, sagt Praktikantin Anja. Gerade steckt sie den Mittagspferch mit orangenem Maschenzaun ab. „Ich will, dass andere einen Einblick bekommen in das, was ich da mache“, sagt er. Viele hätten ein falsches Bild von Schäfern. Mit Knopfweste und Schippe, der harte Hüter, der Wind und Wetter trotzt, fernab von Zivilisation und Moderne. „Aber wir sind keine Museumsstücke.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Anja hat er davon überzeugt. Sie ist 33 Jahre alt, trägt kurze braune Haare, ist klein, unauffällig. Das Studium hat sie kurz vor dem Diplom als Ethnologin abgebrochen, den Job als Sozialarbeiterin mit Drogenabhängigen nach fünf Jahren. Jetzt schaut sie sich drei Monate lang die Schäferei an. Ein paar Tage noch, dann endet ihr Praktikum.

Am Abend geht es weiter quer durch Ehingen. Drei Ziegen büxen aus und jagen einem Jungen mit Skateboard hinterher. „Keine Angst“, ruft Sven, „nicht weglaufen!“ Der Junge lässt das Skateboard liegen und rennt. Hinter der Herde warten drei Autos und der Bus Linie 303 darauf, dass die Straße wieder frei wird. „Bebi, geh mal“, sagt Sven zu seinem gefleckten Altdeutschen Hütehund und räumt das Skateboard von der Straße. Bebi läuft, treibt die Ziegen wieder zurück. Sven lotst die Herde durchs Industriegebiet, unter der Bundesstraße 492 hindurch und den Hang hinauf auf die nächste Weide. Pause. Die Schafe grasen, eine Fläche wolliger Rücken, dicht an dicht. Es riecht nach Thymian und Kräutertee, nebenan rauschen die Autos auf der B492. Sven holt das Handy hervor. *Auch die 2'te Etappe ist gut überstanden. Jetzt 2 Tage an der Bundesstraße hüten. #nichtsotoll.*

Dass er die Fläche beweiden muss, ist in einem Pachtvertrag festgehalten. Für jede Wiese bekommt er Geld, für die Ziegen eine Extrasumme, weil sie die Büsche abfressen. Über die Hälfte des Umsatzes macht seine Schäferei durch diese Beweidung, den Rest bringt das Fleisch ein. Mit Wolle ist kein Geld mehr zu verdienen. Denn der Preis liegt inzwischen fast gleichauf mit den Scherkosten. „Die Schwäbische Alb gehört zu den artenreichsten Flächen in Europa“, sagt Verbandschef Czerkus. „Ohne Schafe würde es Landschaften wie diese nicht geben.“ Die Herden sorgen dafür, dass die charakteristischen Wacholderheiden und Kalkmagerwiesen nicht verbuschen. Für Maschinen sind viele Wiesen zu steil, der Aufwand wäre zu teuer. Zudem tragen die Schafe Samen seltener Pflanzen in ihrem Fell und ihrem Kot von Weide zu Weide.

An manchen Orten warten Bekannte auf Sven. Wie Karina Steudinger, die an diesem Tag bei der sumpfigen Wiese in Ehingen zur Herde stößt. Manchmal hilft sie beim Hüten. „Oifach, weil's Spaß macht“, wie sie in weichem Schwäbisch sagt. Eine bodenständige, zupackende Frau Ende vierzig, mit roten Wangen und ansteckendem

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Lächeln. Sven weiß nicht, wie alt sie genau ist, auch nicht, was sie arbeitet. Das erste Mal kam sie im vergangenen Herbst an einer Wiese bei Ehingen vorbei, seither immer wieder. „Ich glaube, sie sucht Abwechslung bei mir und den Mädels“, sagt er.

Heute hat sie Kuchen mitgebracht. Und Malzbier. Sven Lieblingsgetränk. Kurz nach neun, die Sonne ist hinter bewaldeten Hügeln verschwunden, die Schafe lagern im Nachtpferch. Sven, Anja und Karina sitzen um den Kuchen im Gras wie um ein Lagerfeuer, essen, trinken, quatschen. Die Stadtetappe ist geschafft, Sven redet wieder mehr, erzählt, wie er zum Bund kam. „Ich hab’ verpeilt, zu verweigern, weil ich so viel gekiffert habe.“ Wie er fünf Wochen beim Bund keine Waffe anfasste und wie ihm jeden Morgen beim Marschieren das Barett vom Afro fiel und die gesamte Truppe kehrt machen und warten musste, bis er es mit Blümchen-Haarspangen festgeklemmt hatte. Karina hört zu, lacht. Sven erzählt. Wie unter alten Freunden.

Doch für dauerhafte Bindungen fehlt ihm die Zeit. „Das kann ich nicht leisten.“ Zu Karina hat er einmal gesagt: „Wir können Zeit miteinander verbringen, aber ich kann nicht der beste Freund sein, wie man das vielleicht sonst hat.“ Das ist okay für Karina. Ab und zu kommt er mit der Herde in ihre Gegend, ab und zu kommt sie vorbei, mit Kartoffelsalat, Fleischküchle oder Karamalz.

Vier Tage später, es ist Samstagvormittag und im Ehinger Nachbarort Allmendingen verabschiedet sich Anja von den Schafen. Sven wartet im Auto. Er sieht von hinten, wie sie sich die Tränen aus den Augen wischt. „Schon wieder eine Schafinfizierte“, sagt er lächelnd. Schon wieder hat er es geschafft, jemanden mit seiner Begeisterung anzustecken. Sie will eine Ausbildung machen, etwas mit Tieren. Am Bahnhof umarmt Sven sie zum Abschied.

Es ist Abend geworden auf der Allmendinger Seite des Schmiechtals. Hier hat Sven seinen Wohnwagen abgestellt. Mit Kreide steht darauf „der Schäfer“ und eine Handynummer, falls sich jemand über den Camper wundert. Das mobile Zuhause: dreißig Jahre alt, weiß, mit Gardinen, Sonnensegel, Gaskocher und Wasserkanistern davor. Daneben, am Wiesenrand, haben Anwohner ein fünfzehn Meter langes Festzelt aufgebaut: blau-weiß karierte Luftballons und Tischdecken, Dorfschönheiten im Dirndl, Kerle in Lederhosen. Beim Camper kein Strom, kein Klo, kein fließend Wasser. Beim Festzelt ein Stromaggregat, eine Wasserleitung und ein Dixi. Aus den

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Boxen dröhnt Charts-Musik. Die blonden Zwillinge Dennis und Philipp werden 30. Auch Sven ist eingeladen.

Er kommt um zehn Uhr Abends, nach dem Hüten. Es ist immer ratsam, sich mit Anwohnern gut zu stellen. Die Zwillinge sind auf der Bühne am Wett nageln und Quizraten. Sven holt sich ein Bier und stellt sich an einen Stehtisch vor dem Zelt. Normalerweise trinkt er keinen Alkohol. Nur beim Feiern, und das ist selten geworden.

„Ah, der Schäfer!“, ruft ein rotgesichtiger Mann mit weißem Schnauzer. „I hab di auch schon gsäe mit deine Schofe. Wie viele hosch denn?“

„Insgesamt über tausend“, antwortet Sven.

„Ond wie viele Mädels hosch dabei oder bisch alloi da?“ Der Schnauzermann lacht schallend. Dass der Schäfer oft mit einer Praktikantin unterwegs ist, regt immer wieder die Phantasie der Dörfler an. Sven kennt das. Auch, dass er die Blicke auf sich zieht. Ungeduscht, in dreckigem Muskelshirt und Wanderhose, die Dreads, die Plastik-Crocs. „Der kiffst bestimmt viel“, raunt jemand seinem Tischnachbarn zu.

„Sobald ich im Mittelpunkt stehe, werde ich unsicher“, sagt Sven. Einerseits freut er sich über das Interesse an seinem Beruf, andererseits nerven ihn die immer gleichen Fragen. Wie viele Schafe hast du? Bist du immer bei denen? Verdient man damit noch etwas?

Kaum eine Stunde später liegt er in seinem Wohnwagen. „Aaaatemlos“, schallt Helene Fischer durch die Nacht. Das Bett ist so kurz, dass er die Beine anziehen muss. Zum Einschlafen hört er ein Hörbuch. „Das Rad der Zeit“, ein Fantasy-Roman von Robert Jordan. Um 5:30 Uhr wird der Wecker klingeln.

Am nächsten Tag, wieder einem heißen Augusttag, sitzt Sven in der Mittagspause vor seinem Wohnwagen, die sechste Tasse Kaffee vor ihm auf dem ausgeklappten Tisch, Würfelzucker, schmutzige Tassen, Obst, Müsli, Karamalz. Wie ist das eigentlich mit Frauen? „Alle vier Jahre treffe ich mal eine, bei der ich denke: Das wäre was, was Ernstes“, sagt er und dreht sich eine Zigarette, American Spirit Natural Tabak. „Auf weniger lass ich mich gar nicht ein.“ Mit der Zungenspitze fährt er über das Papier, dreht es tütenförmig zusammen. „Solange ich bei den Mädels bin,

ist die Wahrscheinlichkeit noch mal geringer, dass ich eine treffe.“ Er macht lange Pausen zwischen den Sätzen, den Wörtern, zündet die Zigarette an. „Eigentlich wollte ich ja immer Kinder haben. Das kann ich mir langsam abschminken.“ Er wird immer leiser, schaut in den Kaffee, in die Büsche. „Aber das ist ja auch in Ordnung.“ Die Zigarette ist ausgegangen, ohne dass er daran gezogen hat. Das passiert Sven häufig, wenn er redet. Er ist nie hektisch. Seine Zeitangaben lauten „irgendwann heute.“ „Spätestens am Vormittag.“ „Gegen Abend.“ Die Zeiteinheiten eines Schäfers.

Am Abend nähert sich ein rasselnder Motor, wird immer lauter. Bebi und Pitu springen auf, bellen. Ein rostiger, dunkelgrüner Toyota Pick-Up mit Anhänger hält im Schatten der Bäume. Ein großer Mann in löchrigen Kleidern steigt aus. Breites Kreuz, tätowiert, Rockerbart, Piratentuch auf dem Kopf. Er hat vier Hunde dabei, sie sehen aus wie Bebi und Pitu, ebenfalls Hütehunde. Es ist Steffen Carmin, 32, Svens Kollege.

Er setzt sich unter das Sonnensegel, nimmt die Flasche Weleda-Lavendelöl vom Tisch und reibt sich die Hände ein. Die Schäfer bringen sich auf den neusten Stand: Sven erzählt von der Euterentzündung eines Schafes, wann er die Herde das letzte Mal durch das Fußbad gegen Moderhinke getrieben hat und welche Weiden er schon hinter sich hat. Steffen erzählt vom Liebeskummer seines Lehrlings. Steffen war in Arnach, 70 Kilometer entfernt, wo der zweite Teil der Herde im Stall steht: trächtige Mutterschafe, Altschafe, Lämmer und Mütter vom Frühjahr.

Eine Wolkendecke drückt auf die Weide bei Allmendingen, es ist düster, donnert und blitzt. Dicke Tropfen fallen auf dürres Gras, bald wird der Regen die Hitze der letzten Tage abkühlen. Neben den Schafen steht ein weißer Autoanhänger. Sven und Steffen, zwei große Gestalten mit schwarzen Hüten, bewegen sich langsam zwischen den Leibern hindurch. Steffen schleicht gebückt, den Schäferstecken wie eine Wünschelrute ausgestreckt, während Hütehund Django die Herde noch enger zusammentreibt.

„Da drüben“, sagt Sven plötzlich.

„Ja“, sagt Steffen, nähert sich von hinten einem Lamm, zieht es mit dem Haken seines Schäferstabs am Hinterbein heraus. Sven packt es am Bein, zieht es zum Anhänger, hebt es hinein, schließt die Eisentür. Nummer eins. Steffen hat schon das

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

nächste Lamm am Haken, betastet seinen Rücken, sagt „nee, zu dünn“, lässt es wieder laufen. Er angelt ein anderes heraus, Sven übernimmt, ziehen, heben, Tür zu. Nummer zwei. Nummer drei. Nummer vier. Die Mutterschafe drängen sich um den Anhänger, blöken. Mal plärrend wie ein Säugling, mal zittrig wie eine alte Frau. Nummer acht. Nummer neun. Neun Lämmer hat der Kunde bestellt. Sven steigt in den Hänger. Mit einer Zange knipst er ihnen Plastikmarken mit der Betriebsnummer ins Ohr. Sven sagt: „Man darf nicht so viel darüber nachdenken, dass die wegkommen. Das macht alles nur noch schlimmer.“

Steffen liefert die Tiere noch am Abend beim Schlachter ab. Hundertzwanzig Euro bekommt er für ein fünfzig Kilo schweres Bio-Lamm. Inzwischen ist Sven unterwegs nach Arnach. Seine Zeit auf der Sommerweide ist für dieses Jahr zu Ende. *So, das war vorerst mein letzter Tag bei den Schafen hier. Für mich geht's zur Lammzeit. Einen schönen Sonntag euch,* twittert er. Die nächsten zwei Monate wird er rund 240 Lämmern auf die Welt helfen.

Draußen ist es längst dunkel, es schüttet, die Scheibenwischer flitzen über die Windschutzscheibe. Sven steuert den Wagen Richtung Allgäu. Das Thema Schlachten lässt ihn nicht los. „Ich kann wenigstens dafür sorgen, dass sie ein super Leben hatten“, sagt er plötzlich. Er isst Fleisch, gerne Lammfleisch, am Liebsten das Eigene. „Aber jetzt freue ich mich erst mal auf die Lämmer.“ Vier wurden schon geboren, Frühchen. *Oh oh oh, ES GEHT LOS! Eigentlich viel zu früh. Hoffentlich geht alles gut :’-(* – hat Sven getwittert. Eines ist gleich nach der Geburt gestorben.

Um elf Uhr abends erreicht er Arnach. Im Stall duftet es nach frischem Heu. Er knipst das Licht an. „Määäh.“ Ein drei Tage altes Lämmchen liegt in der Ecke, mickrig, hager. Der Hals scheint zu dünn für den schweren Kopf, die Haut schlägt Falten, am Körper stechen Rippen und Wirbel heraus. Sven nimmt es auf den Arm, misst Fieber. Erhöhte Temperatur. Danach geht er schlafen, in seinen Bauwagen.

Hier bei Arnach, einem 1400-Einwohner-Städtchen, haben Sven und Steffen die Schäferkommune „die Arnacher“ gegründet, zu der noch Steffens Freundin Isa und der Lehrling Philipp gehören.

Die Kommune ist dabei, die Herde des Finkhofs zu übernehmen, eine Schäferei-Genossenschaft mit Versand für Wollprodukte. In den 70er-Jahren war der alternative Hof bundesweit in den Schlagzeilen: eine Kommune, mitten im konservativen Schwabenland. Bauern sammelten Unterschriften, damit die „Kommunisten“ nicht durch ihr Land ziehen würden. Wenige Jahre zuvor hatte sich die legendäre Kommune I in Westberlin um die linken Spontis Rainer Langhans und Uschi Obermaier aufgelöst. Auf der Schwäbischen Alb wird Sven bis heute manchmal gefragt, ob die Leute vom Finkhof denn alle in einem Bett schlafen.

Am Rande von Arnach stehen fünf Bauwagen im Halbkreis auf der Wiese neben dem Schafstall. Ein Küchencontainer, Sofas, ein verwitterter Schaukelstuhl, eine Rutsche, Brennholz, eine Wäscheleine und ein Gärtchen, in dem Kürbisse, Sonnenblumen und Auberginen wachsen. In der Mitte des Halbkreises steht eine Solardusche – ohne Vorhang. In einem Holzhäuschen verbirgt sich das Kompostklo, mit kleiner Veranda davor, ein gemusterter Teppich als Sichtschutz, Bücher über vegetarische Küche und Biogärten neben der Holzklobrille.

Der rote Bauwagen gehört Sven. Zweitausend Euro hat er gekostet. Im Eingang hängt ein Vorhang aus bunter Filz-Wolle, drinnen ist es karg eingerichtet: ein großes Bett, davor ein Hundekorb, an der Wand Fotos von Hunden, Schafen und Freunden, eine Aktzeichnung von Sven, auf dem Bücherbrett Lehrbücher und ein Roman: „Der letzte Schäfer“.

Als Sven am nächsten Morgen in den Stall kommt, ist das Lämmchen tot. Kot und Stroh auf seinem weißen Fell, das Maul geöffnet, als sauge es an einer unsichtbaren Zitze. Er kniet sich auf den Stallboden, zückt sein Taschenmesser, schneidet die Vorderläufe und den Kopf ab. Jetzt häutet er das Tierchen und streift das Fell einem Zwillingsschlamm über. Erst an den Hinterbeinen, dann an den Vorderbeinen, über den Kopf – wie ein Overall.

„Du bekommst eine neue Mami“, sagt er. „Die hat Milch! Jetzt musst du nicht mehr teilen.“ Das getarnte Lämmchen schaut verdutzt. Es hat jetzt zwei Schwänzchen. Sven greift nach dem abgetrennten Kopf und reibt das Blut über Hals, Stirn und Schnauze des Lamms. Er wäscht sich die Hände, kramt sein Handy hervor. *Da die*

Mutti von den ersten Zwillingen etwas wenig Milch hat und Mutti 2 nun kein Lamm mehr, versuche ich ihr eines unterzumogeln.

„Sooo, jetzt heißt es Glück haben.“ Er setzt das Schaf im Schafspelz neben die Mutter des Toten. „Oh Mutti, da ist es ja wieder!“ Wenn sie es ein Mal annimmt, dann behält sie es. Er sagt: „Sieht das niedlich aus. So hübsch. So hübsch“, als würde er sich selbst ermutigen. Das Schaf blökt, das blutige, rosa Lämmchen wirkt orientierungslos. Der Kadaver, winzig, nackt, liegt auf dem kalten Stallboden.

Das Fell wird in den nächsten Tagen auf dem Lämmchen verwesen, das Mutterschaf wird sich erst an den Gammelgeruch gewöhnen, dann langsam an den Eigengeruch des Lamms. Wenn alles gut geht.

Zurück aus dem Stall, braucht Sven erst einmal seinen morgendlichen Kaffee. Mit der Tasse setzt er sich auf den Ledersessel vor dem Kompostklo. Sein Lieblingsplatz. Steffens Freundin Isa, hochschwanger, wartet auf ihre Hebamme und isst eine Schale Müsli. Aus einem offenen Bauwagen wummert „Ding“ von Seed, Lehrling Philipp sitzt oben ohne auf der selbstgebauten Terrasse und singt mit. Ein Praktikant wendet Pfannkuchen in der Luft. Eine Praktikantin liest ein Buch. Sven blinzelt in die Sonne, raucht. „Wenn ich Bock auf Gesellschaft habe, dann brauche ich bloß die Tür aufzumachen und es sind Leute da“, sagt er.

Als er in den Stall kommt, steht das Lämmchen mit dem zweiten Fell unter der neuen Mutter. Mit der Schnauze stupst es gegen ihr Euter. Und trinkt.

Die Kids aus unserem Hinterhof

Kurz nach dem Einzug 2010 tauchten sie am Fenster der Erdgeschosswohnung auf: Nachbarjungs, damals um die 13, wie es so viele gibt in dieser Gegend rund um das Kottbusser Tor. Seitdem haben unser Autor und unser Fotograf sie heranwachsen sehen, balancierend auf einem Pfad, an dessen Seiten Kleingangstertum und religiöser Fanatismus drohen. Aber welchen Platz hat die Gesellschaft für drei wie diese? Und wollen sie den überhaupt?

Von Nik Afanasjew, Der Tagesspiegel, 28.03.2015

Das Verrückte ist ja, dass Jamal mal ein Praktikum bei der Polizei begonnen hat. In seiner Schule wurde gefragt, wer so eine Erfahrung machen will. Jamal wollte. Er bekam einen von nur drei Plätzen. Zufall, glaubt Jamal. Vielleicht war es wirklich Zufall, vielleicht hatte auch ein Lehrer den Jungen auf den richtigen Weg bringen wollen. Den Bock zum Gärtner machen, damit er weniger bockig wiederkommt. Hat nicht so gut geklappt.

Das Praktikum war Jamals Chance, vorzustoßen nach vorne, in die Mehrheitsgesellschaft, sich festzusetzen, zu etablieren. Diese Chance lag auf einem schmalen Pfad. Abseits dieses Pfades liegt für Jungs wie Jamal auf der einen Seite der radikale Islamismus, auf der anderen das konsumorientierte Kleingangstertum und dahinter die große Kriminalität. Es war nicht die letzte Chance, aber es war eine. Genutzt hat Jamal sie nicht. Das lag an einer scharfen Polizistin, glaubt er heute.

Und das kam so: Außer dieser wirklich gut gebauten Polizistin gab es auf der Wache noch diesen einen Polizisten, Typ Aktenfresser. So einer, bei dem du denkst, der hat früher immer Schläge bekommen, sagt Jamal. Es geschah also eines Tages, dass sich die besagte Polizistin bückte. In so einer Situation gewisse Gedanken

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

kriegen, okay, aber nie wäre Jamal auf die Idee gekommen ... da haut der Aktenfresser ihr auf den Arsch! Die Polizistin fuhr herum. Wer zum Teufel war das? Der Aktenfresser zeigte auf Jamal. Die Polizistin schrie ihn an. Jamal beteuerte seine Unschuld. Niemand glaubte ihm. Er schmiss sein Praktikum. Seither ist Jamal bei Kontakten mit der Polizei wieder auf der richtigen Seite, also auf der falschen.

Jamals Freunde lachen häufig, während er erzählt, obwohl sie die Geschichte natürlich kennen. Sie erheben sich aus den Tiefen eines zu bequemen Sofas in einem abgeranzten Kreuzberger Café. Maurize zieht an seiner im Mundwinkel hängenden Zigarette, klatscht energisch links und rechts auf einen Hintern vor seinem geistigen Auge. Es gibt aber auch korrekte Bullen, sagt er kurz darauf, plötzlich nachdenklich. Milo nickt.

Jamal, Maurize und Milo sind kürzlich volljährig geworden. Sie heißen eigentlich anders, ihre Decknamen haben sie sich selbst ausgesucht. Jamal ist Türke, Maurize palästinensischer Libanese, Milo ein Walache aus Serbien. Sie sind Berliner mit Migrationshintergrund, geboren und aufgewachsen in Kreuzberg und Neukölln. Sie stammen nicht aus den besten Verhältnissen, aber nach dem wenigen, was sie von ihren Elternhäusern erzählen, auch nicht aus kaputten Trash-TV-Familien. Ganz normale Jungs.

Aber was ist schon normal hier am Kottbusser Tor? Was ist normal daran, hier aufzuwachsen? Wir konnten das ein paar Jahre lang miterleben. 2010 tauchte ein gutes Dutzend postmigrantischer Kids am Fenster unserer Erdgeschosswohnung in Kreuzberg auf. Sie kamen von Innenhof, wo sie Fußball spielten, in Spuckweite zum Kotti. Sie fanden es cool, dass so Deutsche einziehen, was viel aussagt über die Zeit und die Gegend. Ihr seid bestimmt Studenten, riefen die Kids. Nein, Studenten waren wir nicht, sondern ein Journalist und ein Fotograf, die sie mit der WG-Katze spielen ließen, aber sich weigerten, ihnen Zigaretten zu geben. Trotzdem kamen die Kids wieder. Einige blieben weg, neue gesellten sich hinzu, nur Maurize, der kam immer.

Und auch Jamal und Milo kamen öfter als andere. Diese drei, diesen harten Kern sahen wir in den vergangenen Jahren erwachsener werden und doch noch nicht erwachsen. Jetzt, in diesem Moment, stehen die Jungs zwischen allen Stühlen, Schule und Beruf, Träumen und Realität. Da ist auf der einen Seite die Parallelgesellschaft

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ihrer Eltern, die wohl so sind wie viele Ältere hier, friedfertig, aber in sich und die eigene Community gekehrt. Auf der anderen Seite ist ihre Heimat Deutschland, die immer noch nicht so recht weiß, ob sie Jungs wie diesen einen Platz anbieten soll. Sie wissen ja selbst nicht, ob sie diesen Platz wollen.

Und dann ist da noch die Sache mit der Religion. Es wird viel diskutiert über Islam und Islamismus gerade in westlichen Gesellschaften, über Kopftücher und Kultur, die Attentate von Paris und Kopenhagen. Es hat dabei manchmal den Anschein, dass mehr über junge Muslime gesprochen wird als mit ihnen.

MILO: Die haben selber Schuld, die von Charlie Hebdo.

JAMAL: Solche Karikaturen gehören sich nicht. Warum beleidigt man den Propheten? Die ganze Situation mit dem Islam ist heiß auf der Welt. Da macht man besser Wasser rein, nicht Öl.

MAURIZE: Ist nicht so, dass die das verdient haben, aber ...

JAMAL: Egal wer stirbt, er war ein Mensch, es ist immer schade. Aber wenn die so Zeichnungen machen ... das ist nicht Pressefreiheit. Die haben unseren Propheten abgebildet! Wenn es gegen Juden geht, dann ist es Antisemitismus. Bei Muslimen heißt es: Pressefreiheit.

MAURIZE: Es muss gerecht sein. Die Welt gehört niemandem.

MILO: Die Welt gehört Gott.

MAURIZE: Die Terroristen und IS, die haben nichts mit Gott oder Islam zu tun. Ein Terrorist hat keine Religion. Es ist scheiße, wenn der Prophet beleidigt wird. Aber der Prophet selbst würde sagen: Lasst sie reden!

JAMAL: Solche Zeitungen sollte man verbieten. Wenn ich jemandem auf die Nase schlage, werde ich bestraft. Warum werden die nicht bestraft? Die verletzen mich in meiner Seele.

MAURIZE: Nein, nicht verbieten. Lasst sie machen! Lasst sie reden!

Maurize und Jamal wollen es noch packen in der Schule, auch wenn sie dort viele Probleme hatten und ihre Ehrenrunden schon hinter sich. Milo nicht. Er hat die Schule ganz geschmissen, ohne Abschluss. Was er jetzt macht? Milo, der ein bisschen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

aussieht wie ein junger Geschäftsmann aus Südosteuropa, gegelte Haare, hartes ebenmäßiges Gesicht. Gerade macht er nichts. So ganz grundsätzlich und allgemein in seinem Leben: nichts. Neben ihm wirkt Jamal schlaksig und jung, mit seinen hohlen Wangen und den kurzen Haaren. Maurize hat Locken, auf denen kannst du Trampolin springen, sagt Milo. Jamal lacht.

Wie die drei da so sitzen, in diesem ranzigen Café, hektisch reden und ruhig rauchen, wirken sie reifer als sonst. Obwohl wir uns gut kennen, ist das jetzt ein richtiges Treffen zwischen Journalisten und Protagonisten, das macht erwachsen. Wie sie wirklich sind, wissen wahrscheinlich nicht einmal sie selbst. Wir kennen ohnehin nur einen Teil von ihnen gut, ihre Straßen-Ichs, machohaft, das Kindliche blitzt noch auf. Sie werden später an diesem Abend, einmal auf die Straße gelassen, wieder zum Vorschein kommen. Dann, wenn sich Sprüche und Stimmungen hochschaukeln und diese Spannung in der Luft liegt. Der Glaube daran, dass immer etwas Großes passieren kann.

Damals, 2010, schien das Größte für die Kids in unserem Hof eine Zeit lang tatsächlich das Fenster zu unserer WG zu sein. Vielleicht auch, weil es für sie ein Fenster ins andere Deutschland war, das sie umgab und ihnen dennoch fremd und spannend erschien. Wenige Tage, nachdem sie das erste Mal aufgetaucht waren, kamen sie schließlich auch in die Wohnung. Sie fragten, ob sie Videos abspielen dürfen, auf Youtube. Sie durften.

Es war die Zeit, als auf RTL Problemkind Felix ausrastete und auch von der Supernanny nicht von seiner Wut abzubringen war. Wenn ich durchdrehe, klatsch ich meine Mutter, sagte Felix. Verpiss dich, alte Fresse. Die Kids fanden das sehr lustig. Bei ihren Eltern hätten sie sich so etwas aber nie getraut, beteuerten sie.

Bei ihren Lehrern ging da schon mehr. Ich war gut in der Schule, so bis zur 6. Klasse, erinnert sich Maurize heute, dann haben so Sachen angefangen. Mitschüler begannen, im Unterricht Pornos abzuspielen. Einmal hat eine Lehrerin ihren Kaffee vergessen. Da hat einer seinen Pimmel rausgeholt und ... so ekelhafte Sachen eben. Die Jungs fingen an, sich zu prügeln. Im Winter wurden Steine in die Schneebälle gesteckt, damit es mehr wehtut. Das hat Spaß gemacht, sagt Maurize.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ich hatte schon Bock auf Schule, aber ich konnte mich nicht konzentrieren, erzählt Jamal. Er und Maurize stachelten sich gegenseitig an. Wir haben noch nie erlebt, dass jemand sagt: Ihr seid ein gutes Team, da greifen so Rädchen ineinander. Im Gegenteil: Wenn sie mal im Unterricht anwesend waren, mussten sie sich auseinandersetzen. Meistens waren sie aber eh nicht im Unterricht. Wir waren so Schwänzer innerhalb der Schule, erklärt Maurize. Wir waren da, aber auf dem Schulhof. Oder im Unterricht, aber dicht, also nicht so richtig im Unterricht.

Milo schwänzte da schon routiniert die Schule, manchmal monatelang. Irgendwann sollte seine Familie 2500 Euro Strafe bezahlen, doch sie zahlte nicht. Die Schule gab es auf, gab ihn auf, sagt er. Sie wussten, sie kriegen das Geld eh nicht, sagt Milo. Er bekam später noch eine Zweite Chance, so hieß das Projekt für chronische Schulverweigerer wie ihn. Er nutzte sie nicht. Ich habe zu Hause geschlafen, gekiffert, in Internetcafés abgehangen.

Eine Schule, die mit Jungs wie Milo überfordert ist, ist das eine aber warum hat Milos Familie ihn nicht auf den geraden Pfad getrieben? Was haben seine Eltern gemacht? Die haben gesagt: Nicht gut. Geh zur Schule, erzählt er. Und als er trotzdem nicht hinging? Nichts haben sie gemacht. Bei Maurize und Jamal klingt das ähnlich, wenn sie erzählen, was ihre Eltern zu ihrem Abdriften ins Kiffer-Leben sagten. Begeistert waren sie nicht, aber ernsthaft etwas dagegen unternommen haben sie auch nicht.

Wir, die großen Kumpels aus der WG, haben uns später manchmal gefragt, warum wir beide nicht mehr unternommen haben, um die Jungs zur Vernunft zu bringen. Wir sagten ihnen in dieser Zeit ständig: Geht hin. Macht etwas. Wir halfen ihnen auch bei Hausaufgaben, bei Referaten, über Klaus Wowereit und die DDR. Irgendwie halfen wir damit auch uns selbst, vielleicht halfen sogar sie uns ein bisschen, denn auch wir waren mal in diesem Alter, in dem Mist bauen alles und die Schule nichts ist. Indem wir den Kids halfen, indem wir versuchten, Vorbilder zu sein, ließen wir es endgültig hinter uns.

Und vielleicht wollten wir dabei nicht zu sehr wie ihre Eltern klingen, die wir nicht kennen und von denen wir annahmen, dass sie die Jungs ständig ermahnten. Wir waren die älteren Freunde, die mehr hätten tun können, wie im Nachhinein scheint.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wir haben ihnen nur klargemacht: Schule ist wichtig, aber etwas zu finden, woran das Herz hängt, ihr Ding eben, ist noch wichtiger. Leider wurde für eine gewisse Zeit das Kiffen zu ihrem Ding. So meinten wir das ganz bestimmt nicht.

Die Jgs fingen damals an, Rap zu hören und sich bei uns die Videos anzusehen. Es war die Zeit von Gangster-Rapper DJ AK. Die erste Kugel ist gratis, ließ er alle wissen. Deutscher Sprechgesang eines wütenden Jungen, der sehr schnell spricht und meistens davon, Mädchen ins horizontale Gewerbe zu zwingen, damit er Kohle scheffelt für seinen vertikalen Aufstieg aus dem Ghetto zur Skyline. Dollar, Dollar, Bling-Bling.

JAMAL: Ich habe früher viel Taschengeld bekommen, manchmal 50 Euro, einfach so.

MILO: Ich habe zehn bekommen, jeden Tag.

MAURIZE: Wir kriegen Geld, wenn wir fragen, die deutschen Kinder bekommen einmal im Monat, und das wars dann.

JAMAL: Ich habe nie kein Geld bekommen wegen schlechter Noten oder so.

MAURIZE: Aber auch wenn wir kein Geld hatten, wir haben immer Gras bekommen. Wir kannten die Verkäufer.

JAMAL: Heute ist alles anders geworden. Die Leute sind egoistisch.

MAURIZE: Wir haben überall Kings in Kreuzberg. Jeder macht auf dicke Hose.

MILO: Die Menschen haben vergessen, wie man teilt.

JAMAL: Heute sagen alle, sie gehen nach Hause und dann gehen sie alleine essen, nur um nichts abzugeben.

MAURIZE: Wenn wir nichts hatten ... wir haben uns sogar eine Salzstange geteilt!

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die guten alten Zeiten. Es klingt seltsam, wenn 18-Jährige von ihnen schwärmen. Dosen im Ein-Euro-Shop klauen, schwänzen, kiffen und alles von Bedeutung noch so weit weg. Aus dieser Perspektive heraus erscheint die schiefe Bahn wie eine gerade Straße ins Kleingangster-Glück. Wir kannten das Gefühl der Jungs. Auch wenn wir nie so rabiat waren, wie sie dann wurden.

Sie fingen damals an, Leute anzumachen, ansaugen nennen sie das, grundlos, aus Spaß. Nur dass nicht alle mitlachen können. Zwei erwachsene Männer fanden die Bengel mal gar nicht lustig, das waren so Araber sie prügeln sich richtig, wie Erwachsene. Maurice schlug mit seiner Gürtelschnalle auf einen der beiden ein. Ich habe den Gürtel immer noch zu Hause, den kann man nicht mehr anziehen, das Blut geht nicht weg.

Milo ging in diesen Tagen einmal das Geld aus, er zog mit anderen Kids los, klauen, am Kudamm. Sie nahmen nichts, was sie wirklich gebrauchen konnten, eher das, was sie in die Finger bekamen. Torte haben wir geklaut und dann einen Feuerlöscher. Die Polizei kam, alle flüchteten, Milo stolperte. Die Polizisten haben mich noch getreten, als ich am Boden lag, sagt er und bewegt seinen Kiefer. Es knackt. Das habe ich davon.

Festnahmen waren in diesen Tagen keine Seltenheit. Ein Polizist habe Maurice gesagt: Du stinkst. Maurice pöbelte zurück. Warum bist du nicht in deinem Scheiß-Land geblieben? Wo ist dein geklautes Handy, du Kanake? sagte der Polizist zu ihm. Maurice regt sich jedes Mal wieder auf, wenn er von diesem Vorfall erzählt, er wird laut, hebt seine Hände. Ich habe gesagt: ,Ich liege doch schon am Boden. Hör auf! Da hat er seinen Handschuh ausgezogen und mir damit in die Fresse geschlagen.

MILO: Früher waren die Polizisten aber noch schlimmer.

MAURIZE: Die sind heute genauso.

JAMAL: Nee, früher waren die schlimmer.

MILO: Trotzdem werde ich kontrolliert, wenn ich nur den Müll rausbringe.

JAMAL: Wer ist denn die größte Mafia der Welt? Die Bullen!

MAURIZE: Aber die deutschen Bullen sind okay. Im Libanon verprügeln sie die Leute noch mehr.

Einmal wäre das alles allerdings fast schiefgegangen, so schief, dass kein progressiver Sozialarbeiter es hätte geradebiegen können. Die Jungs kamen nicht in einen Club rein, unweit der Jannowitzbrücke, obwohl es keinen Grund gab, uns nicht reinzulassen, sagt Jamal. Sie kletterten über den Zaun, tanzten, klauten Drinks, bekamen Ärger mit anderen Gästen. Maurize spricht nicht gerne über diese Nacht, leise sagt er: Ich wollte so einen Typ abstechen. War mir damals scheißegal. Er zückte sein Messer und stach zu, die schwere Lederjacke seines Gegners verhinderte Schlimmeres, er kam ohne schwere Verletzung davon. Die Jungs flüchteten. Am Alex wurden sie später festgenommen.

Maurize, Jamal und Milo erzählten von ihren Erlebnissen schon damals ganz aufgeregt, sofort nachdem all das passiert war, wenn sie zum Fenster der WG kamen und mittlerweile einfach ihre eigenen Zigaretten mitbrachten. Wir ahnten, dass sie hier und da ein bisschen oder auch ein bisschen mehr übertrieben. Aber so emotional geladen, wie sie erzählten, so gut wie die Geschichten zu ihnen passten, wussten wir auch, dass wirklich etwas vorgefallen sein musste. Wir versuchten, sie weder zu ermutigen noch zu sehr zu verurteilen. Wir waren die positiv gestimmten Begleiter der Jungs, für mehr fühlten wir uns nicht zuständig. Es war ihre Zeit des Kleingangstertums. Und auf Youtube lief Komm Komm von Teroa Team, mit einer flimmernden Abfolge von Sonnenbrillen, verschränkten Armen, Muskeln, Muschis und Maseratis. Musikclips als Gehirnwäsche.

Doch gleichzeitig, parallel und schleichend, wurde es auch die Zeit von Männern wie Ibn Yakub. Während die biodeutsche Mehrheitsgesellschaft noch über Lehrstühle für Islamwissenschaftler stritt, waren die Autodidakten schon längst da, und Kids wie Maurize sahen auf Youtube ihre Videos. Das Kalifat eine Diktatur?, fragte Yakub seine lieben Geschwister im Islam. Yakub ist ein sichtlich erregter junger Mann mit nicht allzu langem Bart, der selten direkt in die Kamera guckt und Sätze sagt wie: Es gibt so viele schöne Beispiele, wie wir zeigen können, dass unsere Herrschaftsform, das Kalifat, der Demokratie gegenüber erhaben ist. Es ist eine Art aufgeklärter Radikalismus, den er predigt. Für Frauen sieht diese Lehre ein Leben am Herd vor.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Maurize war in dieser Phase häufig zu Gesprächen über Religion aufgelegt. Seine Ansichten wurden nicht radikal, er fing nur an, sich über die Doppelmoral des Westens aufzuregen. Wir diskutierten viel mit ihm, über Recht und Unrecht und über Gewalt, warum sie abzulehnen ist. Für Milo hat der Glaube nie eine große Rolle gespielt, für Jamal eher in seiner Kindheit, als er bei Besuchen in der Türkei vor der Großfamilie laut auf Arabisch im Koran las, weil seine Mutter sich darüber freute. Er verlernte es später. Wir wussten nicht wirklich, wie religiös seine Familie ist. Von seinen Berichten her hörte es sich mehr nach einer Mutter an, die sich freut, wenn die Familie versammelt ist. Milo, Jamal und Maurize waren für uns die Jungs am Fenster, in ihre familiäre Welt hatten wir keinen Zugang. Es erschien uns immer so, dass wir und ihre Familien zwei Welten waren, die sie gerne trennten, weil sie ihnen nicht vereinbar schienen. Vielleicht sind sie das auch nicht.

Maurize begann sich in einem Alter mit der Religion zu beschäftigen, das typisch für die Suche nach Orientierung ist. Er erklärte plötzlich im Sommer 2014, da war er 17, dass er nicht mehr trinken und kiffen würde. Teilweise wegen der Lehren des Islam, aber auch einfach, um nicht erneut sitzenzubleiben. Für einen Dauerkiffer war das ein großes Versprechen. Jamal machte bei Maurize neuem nüchternen Leben mit. Aus den gleichen Motiven und aus Solidarität.

JAMAL: Wenn ich 30 bin, will ich ein Haus haben und Kinder. Zehn Kinder.

MAURIZE: Was, zehn Kinder? Dann musst du jetzt schon anfangen.

JAMAL: Ach, hör auf, Alter.

MAURIZE: Ich hatte einmal ein deutsches Mädchen. Ihr Vater ist Architekt, so richtig reich. Ich habe sie auf seinem Bett gebumst.

MILO: Deutsche Frauen sind okay, aber es muss ein gutes Mädchen sein. Keine Schlampe.

MAURIZE: Eine Frau muss gut kochen können.

MILO: Sie muss Respekt haben.

JAMAL: Hauptsache, sie kann die Kinder gut erziehen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

MILO: Ja, Hauptsache die Kinder. Ich muss meine Frau nicht lieben. Liebe kannst du auch draußen kriegen.

MAURIZE: Männer sind wie Ton: Je älter, desto schöner. Frauen sind wie Blumen. Je älter ...

MILO: Seine eigene Frau darf man nicht blasen lassen.

MAURIZE: Auf keinen Fall!

JAMAL: Man kann sie doch blasen lassen und später Kinder mit ihr kriegen.

MILO: Die küsst danach deine Kinder. Ist doch ekelhaft!

Es ist in etwa diese Stelle, an der sich in dem abgeranzten Kreuzberger Café das ernste Gespräch über Vergangenheit und Zukunft erst einmal erledigt hat. Der aufkommende Übermut der Jungs lässt in diesem Augenblick einfach keinen Platz mehr für etwas anderes als das Jetzt. Milos Whiskey-Cola ist leer, Jamals und Maurice Cola ohne Whiskey auch. Die beiden halten sich tatsächlich an ihr Gelübde zur Nüchternheit. Doch auch dieses Gelübde macht sie nicht ruhig. Jungs wie die drei sind immer in Bewegung, Zappelphilippe des 21. Jahrhunderts.

Es geht hinaus, auf die Straße, in die anbrechende Nacht. Die Jungs tragen alle Jeans und schwarze Lederjacken. Vor ihnen liegt der wie immer unfeine Kotti. Ein wenig erinnert der Platz rund um Station und U-Bahn-Viadukt an die Türkei der 90er Jahre, wo Hausbauer wegen der Hyperinflation immer dann eine neue Wand errichteten, wenn genug Geld vorhanden war, weshalb unfertige Hausgerippe Fernstraßen säumten. Der Bezirk ließ den Kotti aufbuddeln, stellte dann fest, dass kein Geld mehr da ist, das Baustellenband flatterte monatelang im Wind, es ging weiter, aber nicht zu Ende, nie zu Ende.

Und ja, hip ist die Gegend geworden, sie hat sich gewandelt seit der Zeit, als die Jungs zum ersten Mal vor unserem Fenster standen. Sie gehören nicht zu denen, die diesen Wandel vorantreiben, sie begleiten ihn beiläufig, solange die Eltern hier weiter wohnen dürfen, sie passen sich an, sind noch zu jung, um zu fordern, dass alles gleich zu bleiben hat. Es ist immer noch ihr Kotti, laut und schmutzig, aber heute ist es auch die Kotti dAzur der Weltjugend, der Schönen und Verrückten von überall, durch die die Jungs im Normalfall, in dem sie weder Stress noch Unterhaltung suchen,

hindurchsehen, grad so, wie sie selbst von denen durchblickt, aber nicht durchschaut werden. Parallelgesellschaft, ganz praktisch erlebt.

Touristenströme fließen auch an diesem Abend unter dem Hochhausungetüm des Neuen Kreuzberger Zentrums (NKZ) vorbei in Richtung Oranienstraße, wo sich schon Pete Doherty besoff, der britische Absturzrocker, Teil der internationalen Feierelite. Die Jungs finden die Touristen nicht schlimm. Die fragen, ob wir Gras haben. Wir sagen ja, nehmen den Zwanziger und gehen einfach, sagt Maurice und spuckt neben sich aus. Die anderen nicken. Also, früher hätten sie das so gemacht, schränkt Milo ein. Heute nur noch gelegentlich, fügt Jamal hinzu.

Wer am Kotti mit Anwohnern spricht, wird die überall diskutierten sozialen Fronten vorfinden, doch weisen sie eine seltsame Krümmung auf, die Kotti-Krümmung sozusagen. Das zentrale gesellschaftspolitische Thema der Hauptstadt, die Gentrifizierung, ist rund um die Skalitzer Straße allgegenwärtig, Mieten steigen, Altmieten werden verdrängt. Doch im Gespräch mit türkischen Alteingesessenen kommt heraus, dass viele überzeugt sind, die Mieten würden am Kotti mit Absicht von einer unklaren bösen Macht hochgetrieben, um die Türken zu verdrängen. Die große Debatte um das Recht auf Stadt erfährt hier, wo die postmigrantische Gesellschaft eine besonders lange Tradition des Unter-sich-Bleibens im Zentrum der Stadt hat, eine spezifische Einfärbung.

Von dieser Färbung können die Jungs wenig berichten, sie erfahren die Veränderungen aus ihrer persönlichen Sicht, nicht aus einer übergeordneten, sind so unpolitisch, wie man eben ist, wenn man jung ist und genug mit sich selbst zu tun hat. Die übergeordnete Perspektive, für die wir den Abend mit den dreien hier kurz unterbrechen, hat Ercan Yasaroglu zu bieten. Kaum jemand kennt die Besonderheiten der Gegend besser als er. Yasaroglu betreibt das Café Kotti im NKZ, ist seit 35 Jahren als Sozialarbeiter vor Ort und tritt häufiger als Kotti-Erklärer auf. Er floh als Linker aus der Türkei, hat teilweise ergrautes Haar, das wie ein Toupet auf seinem Kopf liegt, trägt eine Hornbrille und ist Atheist. Natürlich verändern sich die Kids mit der Gegend. Sogar höhere Döner-Preise verändern sie, sagt er und blickt auf die Adalbertstraße, wo zum vierten Mal in fünf Minuten Autos mit Blaulicht unter dem Gebäude hindurchrasen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Seit die Polizei im Görli auf den mittlerweile gestutzten Busch geschlagen hat, musste Yasaroglu Sicherheitsleute engagieren, weil so viele Dealer und Konsumenten zum Café strömen. Die Spaßgesellschaft ist hier angekommen, sagt Yasaroglu. Dabei ist und bleibt der Kotti auch ein Ort für die Nichtgewollten. Ein Problem sei, dass viele Jugendliche nun ins Drogengeschäft einsteigen würden. Sie wählten eben den Weg hin zu Knarre, Karre und Blondine auf dem Beifahrersitz. Oder das, was sie für diesen Weg halten.

Nach den Terroranschlägen von Paris sei die Stimmung besonders gereizt gewesen, sagt Yasaroglu. Fundamentalisten seien ins Café gekommen und hätten sich mit einer Gruppe Franzosen gestritten. Yasaroglu wollte schlichten, einer der Bärtigen sagte zu ihm: Du verdienst eine Kugel im Kopf. Ihm selbst habe das nicht viel ausgemacht, er kenne das, doch die Franzosen riefen die Polizei. In Sachen Islamismus kämpft Yasaroglu ohnehin schon lange einen schwierigen Kampf. So seltsam es klingt: Der IS gibt diesen Jungs eine Perspektive. Sie fühlen sich in diesem Land nicht zugehörig, sagt er, bestellt noch einen Kaffee und zündet noch eine Zigarette an.

Wenige haben so oft mit jungen Männern am Kotti über Islam und Islamismus gestritten wie Yasaroglu. Er hat mit vielen Rückkehrern gesprochen, die schwer traumatisiert seien, er kannte auch den prominentesten deutschen Dschihadisten gut, Denis Cuspert, der als Deso Dogg rappend durch Berlin gezogen war, bevor er sich dem Islamischen Staat anschloss. Denis war fast ein Freund für mich. Wir haben lange diskutiert, angeschrien haben wir uns. Es hat nichts genützt. Er hat gesagt, dass er die Deutschen hasst. Er hat viele Sympathisanten unter den muslimischen Jugendlichen und ... Der Rest von Yasaroglus Worten wird von einer Sirene verschluckt.

Auf den Sozialarbeiter angesprochen, winken die drei Jungs ab. Sie mögen ihn nicht, weil er sie mal nicht in sein Café gelassen hat. Überhaupt wollen sie jetzt endlich weiter, sie wollten schließlich noch zeigen, wo sie früher den ganzen Unsinn verzapft haben, an ihrer ehemaligen Schule. Über Deso Dogg und den IS könne dann geredet werden, sie hätten da auch noch was zu zeigen, später aber, sagt Maurice. Es geht weg vom Kotti, Richtung Admiralbrücke, nach Süden.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

JAMAL: Ich bereue nichts, aber ich finde, vieles, was wir gemacht haben, war dumm.

MILO: Ich will arbeiten, aber ich kann ja nichts machen. Vielleicht auf den Bau gehen, so wie mein Onkel oder mein Vater.

JAMAL: Mein Vater hat ein Transportunternehmen und ein paar Angestellte. Er ist immer nur unterwegs.

MAURIZE: Meine Eltern arbeiten schon lange nicht mehr. Sie chillen.

JAMAL: Ich bin ehrlich: Mir ist eigentlich egal, was ich später mache. Mich interessiert mehr das Geld.

MAURIZE: Maschinenbau ... oder Architekt werden. Irgendwas, womit ich zurückkann in mein Land, in den Libanon, und viel Geld machen. Wisst ihr, wie viel ein Arzt im Libanon verdient? Das ist mal richtig Asche. Jetzt mache ich ja auch was für die Schule. Ich kann das schaffen.

MILO: Irgendwas muss man doch machen. Ich hasse mein Leben.

Je näher die Jungs zur Carl-von-Ossietzky-Gemeinschaftsschule kommen, desto mehr verfliegen die erneut aufkommenden Gedanken an die Zukunft, die lustige Vergangenheit ist wieder so nah. Maurize schubst Jamal, der schubst zurück, die Jungs gehen schnell, sie rauchen eine Zigarette nach der anderen. Das ewig beleuchtete Chaos des Kotti ist im Rücken verschwunden, die Brücke überquert, Kreuzberg wirkt hier fast bürgerlich, die Jungs wie Fremdkörper. Erst die Urbanstraße, tristes Betonband mit Mittelinsel und schmuckloser Randbebauung, bringt das Kreuzberg der Jungs zurück. Die Schule dann: ein grauer Zweckbau hinter einem Tor aus grün lackierten Stahlstreben.

Ich weiß, wo man hier gut rauchen kann!, ruft Jamal, als sie das Schulgelände betreten. Und, wo? Ja, überall halt! Der Schulhof liegt im Halbdunkel, um diese Uhrzeit sind dort kaum Menschen. Die Jungs packen noch mehr alte Geschichten aus. Jamal erzählt, wie er eine Lehrerin mal richtig nett fand. Du fandest die heiß, sagt Maurize und schubst ihn. Ich hatte auf jeden Fall einen Plan, wie ich die klarmache. Die war doch okay, oder nicht?, fragt Jamal die anderen. Ja, die war okay, sagt Maurize, die hatte nur Haare am Arsch. Was? Die hatte keine Haare am Arsch, sagt

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Jamal. Maurize beschwichtigt: Okay, die war hübsch. Ein bisschen ekelhaft, aber man konnte die schon im Dunkeln ... die war besser als die anderen Lehrerinnen.

Jamal erzählt seinen Plan. Er wollte so tun, als würde er seinen Reißverschluss nicht mehr zubekommen. Dann sollte ihm die Lehrerin mit dem Reißverschluss helfen. Dabei läuft heimlich eine Videokamera mit, damit er dann ein Filmchen hat, auf dem es so aussieht, als fummele eine Lehrerin einem Schüler im Schritt herum. Und dieses Video behält er natürlich für sich, wenn sie ihm dafür wirklich einmal im Schritt rumfummelt. Du hattest einen Scheiß-Plan, sagt Maurize.

Kurz darauf stehen die Jungs vor Carl von Ossietzky, der nun, etwa um neun Uhr am Abend, angestrahlt wird. Im Spotlight zieht der Friedensnobelpreisträger auch als Büste auf dem Schulhof eine etwas leidende Miene. Maurize rennt hin und wischt Ossietzky eine. Er lacht. Jamal lacht auch. Maurize spuckt Ossietzky an.

Der Typ ist tot, schämt ihr euch nicht?, fragt Milo jetzt und geht etwas zur Seite. Ich hab dem in den Mund gerotzt, sagt Maurize zufrieden, als hätte er gerade eine wichtige Arbeit vollbracht. Schließlich kommt ein Wächter aus dem Gebäude, stellt die Jungs zur Rede. Was sie hier zu suchen hätten. Maurize erfindet Ausreden, wirft mit Namen von Lehrern um sich. Sie müssen trotzdem gehen.

Auf dem Rückweg fragt Milo die beiden anderen dann, ob sie in den Puff gehen wollen. Maurize und Jamal wollen nicht.

Lieber zeigen sie später am Abend in der WG am Kotti, was gerade so auf Youtube geht. Es ist dies nun die Zeit der Generation Islam, einer Organisation, die auf unzählige Videos von Netzprediger Ibn Yakub verweist und von deren Kanal aus man mit einem Klick beim bekannten Salafisten Pierre Vogel ist. Ihr Video Der neue Jude der ewige Moslem ist eine aufwendige Animation, die von einer systematischen Hasskampagne gegen Moslems berichtet. Die Medienhetze gegen den Islam und die Muslime in Deutschland erinnert sehr stark an die Anfänge der NS-Propaganda. Diesen und andere vergleichbare Sätze sagt eine kindliche Frauenstimme, die Stimme der Unschuld des Islam.

Wie nah das Engagement für Muslime in Europa an Islamismus heranrücken kann, demonstrieren nicht nur solche Videos. Maurize wollte da doch noch etwas

zeigen. Er erzählt von einem ehemaligen Mitschüler, ein halbes Jahr seien sie zusammen zur Schule gegangen. Der war so einer, der nie Angst hatte, seine Meinung zu sagen, erzählt Maurize, sie seien auch mal zusammen beim Freitagsgebet gewesen. Ein stabiler Typ, sagt Milo. Dann hätte er erzählt, dass er in Urlaub fährt und war für einige Zeit verschwunden, bis Maurize Nachrichten auf sein Handy bekam.

Oh, ihr Prediger. Keinen Wert habt ihr unter der Sonne, außer wenn ihr eure Waffen zieht und die Kuffar und die Ungerechten vernichtet.

Mit Kuffar sind Ungläubige gemeint. Zu den Nachrichten gab es Bilder, sie zeigen einen jungen Barträger mit der IS-Flagge, Maurize ehemaligen Mitschüler. Wo er sich befindet, ist nicht eindeutig festzustellen, vom Bildhintergrund her könnte es sehr wohl Syrien oder der Irak sein.

Diejenigen, die glauben, dass Allah siegen kann ohne Dschihad, Kampf, Blut und zerfetzte Körperteile ...

Oh ihr Muslime. Euer Schlaf ist lang geworden und die Unterdrücker haben die Kontrolle über eure Länder übernommen.

Oh, ihr Kinder. Seid gewöhnt an die Melodien, den Schall der Artillerie, Flugzeuge und Panzer. Der Koran ist Genuss und Gesell des Lebens.

Deutsche Sicherheitsbehörden machen sich Sorgen wegen der IS-Propaganda im Netz. Einige erreicht sie auf sehr viel direkterem Wege: als Nachricht auf ihrem Handy.

Was die Jungs davon halten? Nicht viel, das wird aus ihren Antworten deutlich, Terror und Mord lehnen die drei ab, auf jeden Fall. Dennoch scheint eine gewisse Faszination vorhanden. Da ist einer, der sich mal was getraut hat! Er ist ein stabiler Typ, bekräftigt Milo noch einmal. Ich verstehe nicht, wie jemand den Islam als aggressiv empfinden kann. Der Islam ist doch Frieden!, sagt dagegen Maurize. Es ist eine seltsame Jagd des Hundes nach dem eigenen Schwanz, wenn wir uns länger mit den Jungs über ihren ehemaligen Freund und heutigen IS-Kämpfer unterhalten oder über Islamismus. Sie wollen nicht, dass jemand abgeschlachtet wird. Aber irgendwie muss der Islam ja verteidigt werden. Eine abschließende Verurteilung der Kämpfer, des ehemaligen Gefährten? Die Jungs vom Kotti tun sich da schwer.

Seit sieben Monaten leben Maurize und Jamal jetzt ohne Alkohol und Drogen. Sie fluchen immer noch, sie rauchen immer noch Kette, und sie kommen immer noch ans Fenster, wenn auch nicht mehr ganz so oft wie früher. Stolz präsentierten sie hier ihre Halbjahreszeugnisse, es sind die letzten, bevor sie in diesem Sommer die Mittlere Reife doch noch schaffen können. Sie haben zwar immer noch keine Ahnung, was sie wollen, aber ein kleiner, großer Sieg ist ihrer: Sie haben bestanden. Und das Verrückte ist ja: Maurize und Jamal sind jetzt sogar Einserschüler.

Knolle im Hirn

Was bedeutet es, dort zu schneiden, wo der Mensch denkt und träumt? Die Spezialistin für solche Fälle ist Gabriele Schackert. Sie leitet die Neurochirurgie an der Dresdner Uniklinik.

Von Karin Großmann, Sächsische Zeitung, 28.01.2015

Unter Kabeln, Schläuchen und grünen Tüchern liegt ein Mann. Er liegt auf der rechten Seite. Die Schwestern sind eilig um ihn herumgewuselt. Eine steckt winzige Elektroden in sein Gesicht. Eine klemmt Polster an Rücken und Füße. Eine rollt den Wärmeapparat an. Das hier wird dauern. Der Mann darf nicht auskühlen. Sein Kopf wird zwischen Schraubzwingen fixiert. Leise schnurrt ein Rasierapparat. Der Oberarzt macht das gut. Der Mann auf dem Tisch hat sowieso kurzes Stoppelhaar. Es fehlt nun hinter dem linken Ohr. Der Arzt pinselt die Stelle mit einem dunkelgelben Desinfektionsmittel ein. Der erste Schnitt. Ein kleines Stück Kopfhaut wird weggeklappt. Eine Säge surrt. Man muss sich das vorstellen wie eine Nähmaschinennadel mit Füßchen drunter, erklärt eine Schwester flüsternd: tiefer geht es nicht durch den Knochen.

Von dem Mann ist nur das Loch im Kopf zu sehen, als Gabriele Schackert in den OP-Saal kommt. Etliche Tausend Hirntumore hat sie schon operiert. "Ich bin da oben zu Hause", sagt sie. Aber jeder Tumor ist anders, jeder Patient ist anders und jede Operation. "Und je länger ich im Fach bin, desto weniger toleriere ich, dass irgendwas nicht optimal läuft." Vier Stunden lang wird sie sich Millimeter um Millimeter voranarbeiten. Eine einzige, eine winzige falsche Bewegung kann verheerende Folgen haben. Das weiß der Mann. Er hat viel gelesen, auch über die Ärztin.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

In Filmen sehen Chirurgen anders aus, männlich, kräftig, robust. Frauen kommen selten vor in der Branche, in der Neurochirurgie noch seltener. Gabriele Schackert trägt die kleinste Kittelgröße. Das aschblonde Haar hat sie unter die Haube gesteckt, die Perlenkette ins Schreibtischfach. Ein feines Persönchen, hätte ihre Großmutter vielleicht gesagt. Die Chefin der Neurochirurgie am Dresdner Uniklinikum ist in jeder Hinsicht eine Rarität.

Manche Mediziner hören beim Operieren Musik. Oberarzt Stephan Sobottka mag Schlager der Achtziger. Die mag der Mann vielleicht auch. Sie könnten in einem Alter sein. Herr K. ist Mitte vierzig und arbeitet in einem öffentlichen Bereich. Das muss genügen. Er will später mal nicht gefragt werden: Ach, Sie hatt'n was mit'm Kopp? Mitmenschen können zartfühlend sein. Das halblaute gleichmäßige Piepsen ist sein Herzschlag. Er zackelt über den Monitor.

Gabriele Schackert nimmt das Geräusch nicht wahr - solange es sich nicht ändert. Die Chefin braucht absolute Ruhe beim Operieren, sagen die Schwestern. Dabei liebt sie die Klassik und spielt selbst Klavier, in ihrem Büro stehen CDs in einer Reihe nebeneinander, so lang wie der Schreibtisch. Jetzt wird kaum geflüstert. Der Tumor sieht auf dem Bild wie das Omegazeichen aus. Eine Knolle mit Schweif, 2,7 mal 1,7 Zentimeter. Das sitzt in einer anatomischen Nische vor dem Hirnstamm. "Es ist die versteckteste Variante, die man sich denken kann", sagt Gabriele Schackert. Sie setzt sich auf den Hocker. Sie zieht das Mikroskop an die Augen. Stellt es scharf. "Dann woll'n wir mal ?" So gerade, den Rücken durchgedrückt, die Hände nicht abgestützt, wird sie arbeiten. Ohne Pause. Bis alles vorbei ist. In der dritten Stunde steht ihr Assistenzarzt Marco Niesche kurz auf und schüttelt die Beine aus.

Am Abend zuvor hat Marco Niesche mit Herrn K. gesprochen. Wie er den Tumor bemerkte? Herr K. erzählt, dass er beim Telefonieren mit einem Mal immer schlechter hörte. Er glaubte, der Apparat sei kaputt. Doch am rechten Ohr funktionierte er. Das war im Juni. Herr K erzählt weiter: Wie er sich beim Familienwandern im Sommerurlaub unsicher fühlte, sobald es bergab ging. Irgendwas stimmte nicht mit dem Gleichgewicht. Nach etlichen Untersuchungen und Behandlungen kam der Anruf aus der Klinik: Ob er bitte zur Auswertung komme. Herr K. sagt: "Da wusste ich gleich, dass was ist."

Meningeom heißt das, was da ist. Es ist einer der häufigsten Tumore im Gehirn, aber nur selten sitzt er so verborgen. Der Tumor ist gutartig, wenigstens das. Ob er fest ist wie Kalk oder weich wie ein Wackelpudding, weiß man nicht, sagt der Assistenzarzt. Herr K. sagt: "Das ist wie beim Überraschungsei. Da weiß man vorher auch nicht, was drin ist." Er versucht ein kleines tapferes Lächeln.

Drei Monitore zeigen, was im Kopf des Mannes passiert. In seinem Gehirn. Wo er denkt und träumt und fühlt. In der Vergrößerung ist riesiges pulsierendes Rot zu sehen. Drei Bildschirme voll. Das Licht im Raum ist jetzt abgedunkelt. Nur der Fleck unterm Mikroskop leuchtet blendend hell. Gabriele Schackert kommentiert leise, was sie sieht: aha, hm, so. Langsam, ganz langsam schiebt sie das Kleinhirn mit einer Art Spatel zur Seite. Vorsichtig. Hier ist alles wichtig. Das hauchdünne Ästchen. Nichts darf reißen. "Das ist eine Riesenverantwortung", sagt die Ärztin. "Nur wer keine Ahnung hat, hat keine Angst."

Der Assistenzarzt hat es Herrn K. erklärt: In dieser Schädelregion geht es eng zu. Etliche Gehirnnerven laufen durch den Kleinhirnbrückenwinkel. Sie sind verantwortlich für die feinsten Regungen im Gesicht. Es darf nicht sein, doch es kann sein, dass bei der Operation ein Nerv verletzt wird. Dann schließt das Augenlid nicht. Oder der Mundwinkel hängt. Oder der Kaumuskel funktioniert schlecht. Es wäre nicht zu reparieren. "Eine Entstellung im Gesicht", sagt Herr K., "das wäre furchtbar." Reden im Konjunktiv, was wäre, wenn. Herr K. zuckt die Schultern und seufzt. Er hat mit Ärzten gesprochen, hat sich durch Internetseiten geklickt, bis er genug davon hatte. Dann hat er sich entschieden, für den Eingriff und für die Uniklinik. Die Neurochirurgie hier verzeichnet rund 2 100 Operationen im Jahr und gehört damit unter die acht führenden Unikliniken Deutschlands. "Man geht ja nicht blauäugig in so eine Sache", sagt Herr K. Ein Wort wie Kleinhirnbrückenwinkel gehörte bis dahin nicht zu seinem Sprachschatz.

Gabriele Schackert gräbt, schneidet, schiebt, spült, saugt. Sucht. Sie sucht die Nervenstränge. Ständig wechseln die Instrumente. Ein gleichmäßiger Rhythmus. Die Spieler beherrschen die Partitur. Der schwarze Uhrzeiger über der Tür springt von Minute zu Minute. Zeit spielt keine Rolle. Als sei der Ort aus der Alltagsrealität gefallen. Wenn die Ärztin "mein Häkchen" sagt, hat Anita Müller das Häkchen schon

zur Hand. Sie reicht zu, nimmt ab, legt hin. Alles geschieht fast wortlos. Von Anfang an arbeiten die Chefin und die OP-Schwester zusammen. "Es geht nur im Team", sagt Gabriele Schackert und sagt das nicht, weil Chefs meinen, so was sagen zu müssen. Vier, fünf Leute sind immer um sie herum. "Wir sind nur gemeinsam stark."

Die Anfänge liegen im Jahr 1993, als die Medizinische Fakultät an der TU Dresden gegründet wurde. Gabriele Schackert kam aus Heidelberg mit zwei halbwüchsigen Söhnen nach Sachsen. "Ich wusste, dass es im Osten akzeptiert wird, wenn Frauen Kinder haben und arbeiten gehen." Teste deinen Marktwert, hatte ihr Vater geraten. Es gab keinen Markt für eine Professorin der Neurochirurgie. Sie war die erste Frau auf dem Lehrstuhl und übernahm die Leitung der Klinik und Poliklinik. Wenn sie bis in die Nachtstunden operierte, kümmerten sich Kollegen um die sieben und acht Jahre alten Jungen zu Hause. Ihr damaliger Mann folgte später nach.

Zwei Tische voller Metallwerkzeug stehen über Eck um das Mikroskop und das Loch im Kopf des Mannes. Auf den Bildschirmen zeigt sich endlich ein riesiger Knubbel. Der Tumor. Er ist festgewachsen. An allen Seiten. Gabriele Schackert durchtrennt zarte Spinnwebfäden. Es sieht aus, als würde sie die Halteleinen eines Schiffs kappen. Die Vergrößerung auf dem Monitor macht gespenstische Bilder. Winzige weiße Wattepfaster färben sich sofort rot. Sie haben ein schwarzes Fädchen, zum Wiederfinden. "Der Tumor kämpft auch um sein Leben, er gibt nicht einfach auf", sagt Gabriele Schackert. "Schließlich war er vor uns da." Sie zwackt ein Stück ab. Eher Kalk als Pudding. Wer weiß, wie es dahinter aussieht. "Es ist ein Geduldsspiel."

Die Anästhesistin wechselt das nächste Röhrchen. Schmerzmittel, Betäubungsmittel, Antibiotikum, alles geht direkt in die Vene. Der Gesichtsnerv ist noch immer nicht zu entdecken. "Einmal falsch, immer falsch", murmelt die Ärztin. Ihre Anspannung überträgt sich. Die Schwestern scheinen kaum zu atmen. Die Instrumente wechseln schneller. "Hier muss er doch sein." Plötzlich ein lautes Piepen, auf, ab, auf, ab. Ein Sensor signalisiert die Nähe eines Nervs. Von den Elektroden im Gesicht des Mannes wird der Reiz auf den Monitor übertragen und löst den Alarm-Ton aus.

Eine andere Methode entwickeln Neurochirurgen der Uniklinik gemeinsam mit Ingenieuren und Wissenschaftlern: ein bildgebendes Verfahren, das während einer Operation Funktionen des Gehirns auf einem Bildschirm farbig anzeigt. So kann der Arzt auf einen Blick sehen, welche Millimeterregion er meiden muss. Es ist die erste Klinik weltweit, die daran arbeitet. "Da bin ich stolz drauf", sagt Gabriele Schackert. Im Juli übernimmt sie die Präsidentschaft der Deutschen Chirurgischen Gesellschaft. Seit der Gründung 1872 ist sie die erste Frau auf diesem Platz.

Das Piepen wiederholt sich. Der Ton klingt anders. Weil ein anderer Nerv reagiert. Anita Menschner, Assistentin am Monitor, beobachtet angespannt die Kurven. Der Mundwinkel des Mannes scheint zu zucken. Er zuckt immer noch. Erschrocken zieht die Ärztin beide Hände zurück. "Ich bin nicht dran!" Das Wort Nervenkitzel hat plötzlich einen bösen Beiklang. Sie wartet. Offenbar hat die isotonische Kochsalzlösung einen Reiz ausgelöst. Es ist nichts passiert. Weiter. "Ich operiere nach Landmarken", sagt Gabriele Schackert. "Wenn ich den Feind gesehen habe, kann ich ihn schützen. Lieber wäre es mir, die Nerven würden übersichtlich und getrennt voneinander liegen; da hat sich Gott eine Fehlkonstruktion erlaubt, oder?" Manchmal hätte sie auch gern eine dritte Hand.

Oder eine klare Prognose. Herr K. könnte alt werden mit dem Tumor. Könnte er mit den jetzigen Einschränkungen leben? Mit weiteren, und wenn ja: mit welchen? Was bedeutet Lebensqualität für ihn? Im Gespräch mit dem Assistenzarzt sagt Herr K., dass er nicht warten wollte. "Warten worauf? Es weiß doch keiner, wohin die Reise geht." Das Risiko, sagt er, war ihm zu groß. "Es hat jeder Mensch nur ein Leben", sagt Gabriele Schackert. Und ob ihr mal jemand die Haube aus dem Gesicht ziehen könnte. Sie verschwindet fast drunter. Hauben haben hier Standardgröße.

Vielleicht ist draußen irgendein Wetter, vielleicht haben andere Mittag gegessen. Es sind mehr als sechs Stunden vorbei, seit der Mann in die Narkose versetzt wurde. Da meldet die Ärztin mit einer unendlichen Erleichterung in der Stimme: "Die Bombe ist entschärft." Der Tumor liegt frei. Kein Nerv in der Nähe. Mit Ultraschall wird das Gewebe zertrümmert. Abgesaugt. Herausgeschnitten. Einen Rest hält der Assistenzarzt fest wie ein Zuckerstück mit der Zange. "Jetzt kommt die Hausfrauenarbeit", sagt Gabriele Schackert, "das Säubern. Es ist wie zu Hause:

auch die Ecken mitnehmen!" Sie arbeitet behutsam wie vorher. Doch die Atmosphäre ist anders; erleichtert, gelöst und fast heiter.

Ärztin wollte sie immer sein, sagt Gabriele Schackert. Während die Männer um sie herum netzwerkten, hoffte sie, es würde schon jemandem auffallen, dass sie was kann. Es war eher Zufall, sagt sie, dass zur rechten Zeit die richtige Stelle frei wurde. Von Frauenquoten hält sie nicht viel.

Für die Professorin beginnt dann die zweite Schicht am Schreibtisch. Ihr Mann, erzählt sie, sagt manchmal vorwurfsvoll: Du lebst nicht! "Es ist aber doch die Frage", sagt sie, "was man vom Leben erwartet. Ist ein erfüllter Beruf, in dem man etwas bewirken kann, nicht genug?"

Oberarzt Sobottka kümmert sich weiter um den Mann unter den Schläuchen, Kabeln und grünen Tüchern. Mit einer Masse aus Knochenspänen wird das Loch im Kopf wieder geschlossen. Am Abend zuvor hatte Herr K. nach möglichen Einschränkungen gefragt. Der Assistenzarzt: "Auch wenn alles gut geht, sollten Sie mit Kopfball ein paar Wochen warten." Für Gabriele Schackert ist es der erste Weg am nächsten Morgen: zu sehen, es ist gut gegangen.